

DIE WELTWOCHEN



Urkraft aus den Bergen

Wie die Schweiz der Corona-Krise trotzt: Gespräche und Befunde.

Von Franz und Benjamin Steinegger, Christoph Mörgeli, Roman Zeller und Roger Köppel

Das chinesische Virus

Kampf der Systeme gegen den Erreger. Wer macht es besser?

Von Urs Gehriger, Peter Keller und Steve Bannon

«Wir brauchen eine globale Führung»

Star-Historiker Harari im Gespräch. Von Pierre Heumann

Er erzählt
den Schweizern ihr Leben
Zum Geburtstag von
Peter Bichsel





Vier Mal pro Woche: **Die andere Sicht**

Die tägliche Nachrichtensendung der *Weltwoche*.
Chefredaktor Roger Köppel kommentiert von Montag bis Donnerstag
die Themen des Tages. www.weltwoche.ch/daily



Eigentlich hätte er im Telefonbuch als Beruf am liebsten «Sentimentalist» angegeben. Schreiben sei sentimental, Lesen auch – und ein Hauch von Kitsch gehöre dazu. Das sagt Peter Bichsel, heimlicher Nationalheld der Schweizer Literatur, seit seinen Anfängen während der revolutionären 68er Bewegung ein politischer Mythen-Zertrümmerer und unerschrockener Diagnostiker der helvetischen Befindlichkeit, der mit «Des Schweizers Schweiz» manchen vor den Kopf gestossen hat. Trotzdem ist er zu einer der wichtigsten intellektuellen Instanzen der Schweiz geworden – ein Sympathieträger quer durch alle Generationen und politischen Lager. Unsere Autorin Pia Reinacher würdigt Peter Bichsel, der diese Woche 85 Jahre alt wurde. **Seite 10**



Gespräche in Zeiten der Viren: Franz Steinegger (l.) und Weltwoche-Redaktor Köppel mit Plexiglas. Interview Seite 22.

Das Coronavirus bestimmt das Leben am Universitätsspital in Zürich wie kaum etwas zuvor in den vergangenen fünfzig Jahren. «Eher früher als später werden wir zum <Covid-19-Spital>», sagt Onur Boyman, der Direktor der Klinik für Immunologie. Dem Reporter Thomas Renggli öffnete der Spitzenforscher exklusiv die Türen zu seinem Labor, wo nach Impfstoffen und Medikamenten geforscht wird. Falsche Hoffnungen lässt Boyman aber nicht zu: «Das Virus wird erst unter Kontrolle sein, wenn 50 bis 60 Prozent der Schweizer damit infiziert sind.» **Seite 40**

Staatschefs und Spitzenmanager hören Yuval Noah Harari, dem Star-Geschichtspräsidenten aus Jerusalem, zu, wenn er über die Herausforderungen der Zukunft doziert. Bill Gates hat ihn als «stimulierenden» Autor gepriesen, und Barack Obama, als er noch im Weissen Haus war, empfahl Hararis Werk zur

Lektüre. Der Historiker stellt die grossen Fragen, die die Menschheit in den nächsten Jahren beschäftigen werden. Pierre Heumann wollte von Harari wissen, wie er die Corona-Krise einordnet. «Wir werden», meint der Bestsellerautor, «in einer anderen Welt leben, wenn diese Krise vorbei ist.»

Seite 44

Mit jeder Stunde, in der sich die Seuche mit gigantischen Schäden an Menschen und Wirtschaft über die Welt ausbreitet, drängt sich die Frage schärfer auf: Wie konnte dies bloss geschehen? Gordon Chang, einer der bekanntesten China-Kenner in den USA, erhebt schwere Vorwürfe an die Adresse Pekings. Durch Leugnung, Repression und Geheimhaltung hätten Staatschef Xi Jinping und die kommunistische Partei wertvolle Wochen verstreichen lassen, in denen man die globale Katastrophe hätte abwenden können. «Es war komplett unverantwortlich, die Welt darüber im Dunkeln zu lassen», erklärt Chang im Gespräch mit Urs Gehrig. Nun werden Stimmen laut, unter ihnen Präsident Trumps ehemaliger Chefstrateg Steve Bannon, die fordern, China für die beispiellose Havarie juristisch zur Rechenschaft zu ziehen.

Seiten 16 und 46

Wegen des Corona-Ausnahmezustands entfallen gewisse Kolumnen über gesellschaftliche Anlässe, Hollywood und Restaurantbesuche. Sobald die Einschränkungen aufgehoben sind und Veranstaltungen stattfinden, nehmen wir die Berichterstattung wieder auf. Die betreffenden Autorinnen und Autoren werden gleichwohl mit Artikel in Erscheinung treten, vorderhand einfach nicht im Rahmen regelmässiger Kolumnen. Wir bedauern die unvermeidlichen Massnahmen, danken für Ihr Verständnis und wünschen Ihnen trotzdem eine interessante Lektüre.

Zum Schutz der Risikogruppen setzt die Vertriebsorganisation bei der Frühzustellung vorübergehend keine Personen ab 65 Jahren mehr ein. Dies könnte in einzelnen Fällen zur verspäteten Zustellung der Weltwoche führen. Wir danken für Ihr Verständnis.

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrli-Strasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (Wirtschaft)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebner, Katharina Fontana, Urs Gehrig (Leitung Ausland), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (Los Angeles), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (New York), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (Art-Director), Jasmin Karim (Bildredaktion)

Korrektur: Cornelia Bernegger (Leitung),

Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky

Website: Alex Merz, Tim Tassonis

Sekretariat: Sabine Mähner (Leitung), Inga Huber

Finanzen und Personal: Bich-Tien Ton Köppel (Leitung)

Verlag:

Verlagsleiter: Sandro Gianini

Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst:

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: GLA United

Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Mister Zuversicht: Daniel Koch. Seite 34

Kommentare & Analysen

5 Editorial

7 Kommentare

Rettet die Swiss

10 Wirtschaft

Was, wenn das Geld kaputtgeht?

10 Tessin Dramatisch

10 Kopf der Woche Peter Bichsel:

Er erzählt den Schweizern ihr Leben

17 Brennpunkt

Bedroht Corona die freie Gesellschaft?

18 Mörgeli

Wenn Bundesräte Löhne zahlen

18 Bodenmann

Wasserpistole und SVP-Giftpillen

19 Medien

Virus des Zeitungslesens

19 Die Deutschen Made in China

43 Brief aus ... Lima

Inland

14 Kampf der Systeme Wer kommt am besten durch die Krise?

25 Ausnahmezustand

Gefahr für den Föderalismus

26 Kraft, die aus den Bergen kommt

Krisenfeste Schweiz

32 Mais im Bundeshaus

Kantone gegen den Bund

34 Daniel Koch

Der achte Bundesrat

36 Ihr Home-Office ist draussen

Gut, gibt es die Bauern



Endlich Frühling! Seite 40

Ausland

46 Was hat China zu verbergen?

Schwere Vorwürfe gegen Peking

47 Internet Israel macht's vor

Wirtschaft & Wissenschaft

28 Wie viel darf ein Leben kosten?

Gesundheit vs. Wirtschaft

30 Das nächste Feuer verhindern

Immunologieprofessor Onur Boyman

32 Finanzpolitik Kartoffel-Gleichnis

38 Bewusstsein für die Endlichkeit

Wer wird im Spital behandelt?

42 Lagebericht aus der Sperrzone

Das Auto-Imperium Emil Frey

50 Herrscher der Schöpfung

Erkenntnisse aus der Virenforschung

Kultur & Gesellschaft

33 Grounding der Generation Easyjet

Die Grundwerte des Lebens

40 Blüten, die sich in der Not entfalten

Hoffnung in der Not

48 Ikone der Woche Albert Uderzo

52 Aufmunterung bei Hölderlin

Perspektiven in schweren Zeiten

Interviews

16 «Pandemie zerfetzt die

Davos-Partei» Politik-Strategie

Steve Bannon

22 «Wenn es scheppert, steht man

zusammen» Katastrophenmanager

Franz Steinegger



«Unsere Gesellschaft ist zerbrechlicher als diejenige im Mittelalter.»

Yuval Noah Harari: Seite 44

44 «Nach der Krise werden wir in einer anderen Welt leben» Historiker Harari

Rubriken

7 Im Auge Giuseppe Conte

12 Personenkontrolle

13 Nachruf Jürg Zeltner

26 Darf man das?

20 Thiel Kafka

20 Leserbrief

21 Fragen Sie Dr. M.

54 Fast verliebt Ewige Herrklärer

54 Kino «The Mandalorian»

54 Knorrs Liste

55 Unten durch Aludosen

56 Wein Ätna, cool und heiss

56 Die Bibel Hoffnung

57 Auto Porsche Taycan 4S

57 Jazz Wolfgang Muthspiel, Scott Colley, Brian Blade

58 Tamaras Welt

Corona-Wochenbuch #3

Finstere Fragen

Alles zu opfern, um alle zu retten, kann keine Strategie sein. Wir müssen über Ausstiegsszenarien reden. *Von Roger Köppel*

Als ich dies schreibe, sitze ich fast allein in meiner Firma. Die meisten Kollegen arbeiten zu Hause. Im Produktionsraum hält ein Rumpfteam heldenhaft die Stellung. Meine Assistentin telefoniert, bis die Drähte glühen. Wir halten Abstand. Bei Sitzungen sind die Fenster offen. Ich habe gelesen, dass Viren Durchzug und Sonnenstrahlen nicht lieben. Draussen hat es fast keine Autos auf den Strassen. Auch die Züge sind leer. Ein alter Filmtitel kommt mir in den Sinn: «Der Tag, an dem die Erde stillstand».

Eine Leserin fragt mich, wie ich im Corona-Gewitter die Übersicht behalte. Ich ringe. Ich schwimme gegen das Ertrinken an. Täglich erreichen mich Hunderte von Zuschriften, Fragen, Fakten, Videos, Statistiken. Die Bandbreite geht von Katastrophe bis Entwarnung. Den Extremdiagnosen misstrauere ich. Im Fernsehen erkenne ich Politiker, denen es wie mir geht, die sich aber nichts anmerken lassen dürfen. Ab und zu ruft mich mein Finanzchef an, um die neusten Meldungen über den Zusammenbruch der Wirtschaft mitzuteilen. Zuversichtlich schaue ich in den Abgrund.

Natürlich lehrt uns die Corona-Krise Demut. Wir hatten es verdrängt. Es gibt grössere Mächte. Seuchen kehren zurück, nicht nur in den schwindenden Urwäldern, auch bei uns. Niemand weiss, was kommen wird. Verlässliche Zahlen fehlen. Unseriös sind Sterberaten und Horrorszenarien auf der Grundlage unvollständiger Daten. Gleichzeitig ist die Geschwindigkeit der Infektionen beängstigend. Die Virologen widersprechen sich auf höchstem Niveau. Tröstlich ist, dass in unsicheren Zeiten auch die Weisheit der Experten keine letzten Gewissheiten liefert. Man kann die Mühsal des Selberdenkens nicht an höhere Instanzen übertragen.

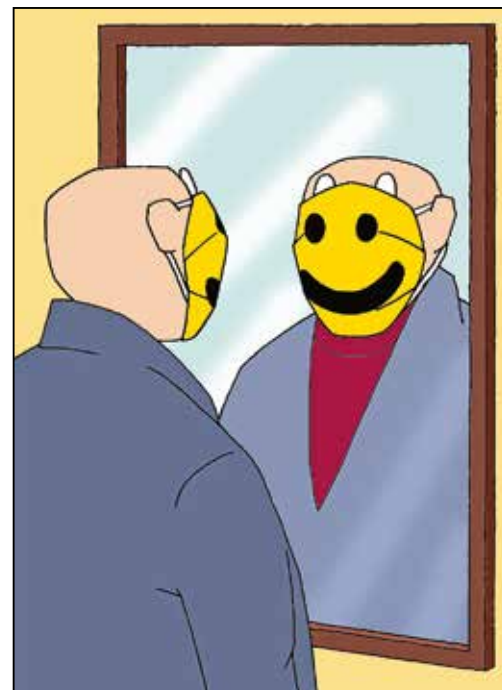
Wir leben uns in den Kontrollverlust ein. Eine merkwürdige Empfindung greift um sich. Je mehr wir zueinander Distanz halten, desto näher kommen wir uns. Wenn Politiker von Solidarität reden, befällt mich üblicherweise ein Grauen, aber heute staune ich. Nicht nur die Schweiz, ganze Länder, ja Erdteile, Zivilisationen, Hunderte Millionen von Menschen sind bereit, aus Selbstschutz, aber vor allem auch aus Rücksicht auf andere ihre Freiheit einzuschränken, preiszugeben. Wer daran zweifelte, merkt es jetzt: Der Mensch ist mehr als die Summe seiner Egoismen.

Bei Corona geht es um Leben und Tod. Das ist unbestritten. Wir sehen die schrecklichen Bilder aus Italien. Wir fragen uns, ob wir die Be-

drohung unterschätzen. Zugleich erreichen uns fürchterliche Nachrichten aus der Wirtschaft. In den USA rechnen Konjunkturopernten mit einem Anstieg der Arbeitslosigkeit um 30 Prozent – innerhalb von einer Woche. ChefökonomInnen sehen allein für das zweite Quartal einen Wirtschaftsrückgang von 25 bis 30 Prozent. Solche Abstürze entfalten ihre eigene zerstörerische Dynamik für ganze Gesellschaften. Unruhen drohen, vielleicht Rebellionen. Was passiert, wenn Italien kippt? Kann die Euro-Zone in Flammen aufgehen? Man weiss es nicht und misstraut jenen, die behaupten, sie wüssten es.

Bei Corona geht es um Leben und Tod, gewiss, aber es geht eben nicht nur um Leben um Tod. Es geht auch um Wohlstand. Es geht um Frieden, um die Zukunft. Die dringliche Frage lautet: Wann und unter welchen Umständen heben wir den Ausnahmezustand wieder auf? Haben wir eine Strategie? Wagen wir es überhaupt, eine Strategie zu formulieren? Es ist unwahrscheinlich, dass wir die Seuche in Kürze überwunden haben werden. Auch Impfstoffe können noch monatelang auf sich warten lassen. Soll der Stillstand drei Wochen dauern? Drei Monate? Bis Ende Jahr? Wie lange überlebt die Wirtschaft ohne Sauerstoff? Brutaler ausgedrückt: Wir werden eine präzise Vorstellung davon entwickeln müssen, bei welcher konkreten Zahl von Ansteckungen und Toten wir bereit sind, die Quarantäne teilweise oder vollständig wieder aufzuheben.

Mein Eindruck ist, dass der Bundesrat seine Sache gut macht. Nach einer merkwürdig roboterhaften ersten Pressekonferenz hat sich die Regierung aufgefangen. Sie bemüht sich augenscheinlich um einen nuancierten Weg zwischen den Panikverbreitern und den Verharmlosern. Der Bundesrat strahlt Augenmass aus und die Bereitschaft, zwischen der Gesundheit der Bevölkerung und dem Weiterbestand der Wirt-



schaft zu balancieren. Da die Zahl der Toten in den nächsten Tagen steigen wird, könnte die Politik allerdings versucht sein, sich auf die Seite der Gewerkschaften zu schlagen, die den endgültigen Stillstand fordern. Das wäre gefährlich. Die Linke scheint die Corona-Krise auch benutzen zu wollen, um die staatliche Kontrolle der Wirtschaft auf Dauer auszubauen.

Wie viel darf ein Menschenleben kosten? Das ist die böse Frage, der die Politik nicht ausweichen darf. Alles zu opfern, um alle zu retten, ist keine Strategie. Es braucht einen Ausstiegsplan. Noch hat ihn der Bundesrat nicht. Eine Variante könnte so aussehen: Angesichts der zunehmenden Ansteckungen ist bis zum 19. April alles Mögliche zu unternehmen, um die Überforderung des Gesundheitswesens zu verhindern. Danach sollte man sich auf den Schutz der besonders Gefährdeten konzentrieren, das Testen ausbauen und die weniger Gefährdeten wieder in die Schulen und in die Betriebe zurückkehren lassen. Die Schweiz muss versuchen, dorthin zu kommen, wo Südkorea heute steht. Es geht nicht ohne die Bereitschaft, eine gewisse Zahl von Toten in Kauf zu nehmen.

Wie muss eine Regierung, wie muss eine Gesellschaft, die sich das Reden über Leben und Tod abgewöhnt hat, mit solchen Fragen umgehen? Der Bundesrat sollte die Bürger mit seinem Dilemma konfrontieren. Besser früher als später. Offenheit hilft. Die Landesregierung sollte jetzt anfangen, ganz konkret über Zahlen zu reden. Bei wie viel Ansteckungen, bei wie viel Toten soll das Notfallregime gelockert werden, an welchem Punkt enden? Wir brauchen eine Sprache für das Unaussprechliche. Wohlstand gegen Gesundheit: In Zeiten der Seuche ist nicht beides absolut zu haben. Die Lösung ist relativ. Kompromisse sind gefragt. Die Schweiz muss wieder lernen, mit den finsternen Alternativen zu leben – und umzugehen.

Wir schaffen
Ihnen ein
Problem vom
Hals.

Schilddrüsen-Chirurgie. Eines der
Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie
und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie



Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch



Rettet die Swiss

Von Beat Gygi — Die Swiss möchte vom Bund Unterstützung, um die Corona-Krise zu überbrücken. Es ist sinnvoll, sie gleich zu behandeln wie andere Schweizer Firmen.



Sonderstellung: Konzernchef Klühr.

Der Stillstand der Wirtschaft trifft alle Unternehmen früher oder später hart, die Restaurants früh, Ingenieurbüros vielleicht spät, und fast alle müssen sich Sorgen machen, wie sie durch die nächsten Monate kommen. Wenige Tage nach dem Lancieren der staatlichen Hilfsprogramme für Kurzarbeit, Liquiditätshilfen und Erwerbsausfallentschädigung waren schon über 25 000 Unternehmen in Kontakt mit den Ämtern, und die Kurve zeigt nach oben. Es kommt eine enorme Welle von Anfragen und Aufträgen auf die Verwaltung zu, nachdem den Firmen der Zugang zu öffentlicher Hilfe eröffnet wurde. Eine Vielzahl der Fälle wird per Telefon und Computer abgearbeitet werden, aber einer gibt öffentlich zu reden: die Fluggesellschaft Swiss, die nach dem Zusammenbruch ihrer Geschäfte und der Stilllegung der meisten Flugzeuge von der Schweiz Unterstützung möchte, um die Krise zu überstehen.

Der Swiss geht es ähnlich wie Tausenden von anderen Schweizer Firmen, denen per Dekret die Geschäftstätigkeit fast oder ganz gestoppt wurde. Die Einnahmen aus dem Flugbetrieb brachen schlagartig weg, die Kosten und Verpflichtungen laufen zu einem guten Teil weiter, so dass nun alles unternommen wird, um Abflüsse aus der Kasse zu reduzieren und die Liquidität zu schützen. Konzernchef Thomas Klühr trat mit seiner

Bitte um Unterstützung ins grelle Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit, da die Swiss, seit 2005 Tochter der Deutschen Lufthansa, von ihrer Geschichte her immer noch eine Sonderstellung unter den Firmen des Landes einnimmt.

Und aus dieser Geschichte heraus hat sie es jetzt offensichtlich auch schwerer, von der Schweiz staatliche Unterstützung zu erhalten. Aus der SVP kam Widerstand gegen eine Hilfe an die Tochter eines deutschen Konzerns, unter anderem mit dem Argument, dass die Swiss jahrelang Gewinne für die Konzernkasse erwirtschaftet habe und jetzt bei Verlusten nicht einfach die Schweiz anpumpen solle. Und für den Fall, dass doch finanzielle Unterstützung gewährt würde, müsste die Schweiz wenigstens anteilmässig Eigentümerin der Firma werden: Geld nur gegen Beteiligung beziehungsweise Kontrollgewicht.

Bund in Versuchung

Das wäre etwas vom Gefährlichsten, was man jetzt tun könnte. Der Bund würde sich daran machen, ein Luftfahrtunternehmen aus einem Verbund herauszulösen, mehr oder weniger neu aufzustellen und mit neuen Kaderleuten in einen Markt zu schicken, der soeben plattgewalzt wurde. Mit der Beteiligung an der Fluggesellschaft würde sich der Staat auf ein Führungs- und Managementabenteuer einlassen, das für Unternehmen und Steuerzahler zu einer ähnlichen Enttäuschung werden könnte wie etwa der Rüstungskonzern Ruag.

Ein Luft-Engagement des Bundes wäre jetzt auch als Vorbild besonders schädlich, weil mit der Corona-Überbrückungskampagne viele öffentliche Stellen eine bisher nicht gekannte Macht in die Hand bekommen. Wer viel Geld zu verteilen hat, kann in Versuchung kommen, da und dort auch ein wenig zu befehlen. Es wäre verhängnisvoll, wenn aus den Monaten der Krisenhilfe ein dauerhaftes Mitbestimmen des Staats werden sollte.

Es spricht viel dafür, die Swiss gleich zu behandeln wie andere grössere Firmen, die hierzulande Leute beschäftigen, Produkte herstellen, Dienstleistungen erbringen und damit Teil der Schweizer Wirtschaft sind. Das heisst auch, dass die Firma keine Geschenke erhalten soll, sondern neben gängigen Instrumenten wie Kurzarbeit allenfalls Garantien oder Kredite, die zurückzuzahlen sind, wenn das Wetter wieder besser wird. Die Swiss war in normalen Zeiten eine ertragsstarke Gesellschaft im Lufthansa-Verbund, und so kann es nach Corona wieder kommen.

Spanische Treppe



Giuseppe Conte, Italiens Regierungschef.

Der gespenstische Corso der Corona-Leichentransporte in Bergamo, nachts. Am Tage stillgelegte Fabriken. Das unwirklich entvölkerte Venedig, in Rom das Kolosseum verriegelt, die Spanische Treppe verlassen von den Liebespaaren. Mailand eingemauert, die Parkplätze verödet. Kein Fussball mehr, nicht mal Lotto. Italien im Horrorszenario der Leblosigkeit und dennoch Schauplatz eines Wunders. Die Nation, die nie gelernt hat, sich in der Schlange einzureihen, weil das niemand besonders schlau findet, folgt diesem unscheinbar-ernsthaften, noch mit keinen Lügen maskierten Mann am Bildschirm, den vor zwei Jahren niemand kannte und der die radikalen Sperren verfügte und dafür höchste Zustimmungswerte erhält wie nie ein Ministerpräsident vor ihm. Giuseppe Conte musste handeln, auch weil viele Familien noch sippenmässig organisiert zusammenleben, von den Bambini bis zur Nonna, mit offener Tür für das Virus.

Dabei ist Conte, 55, kein Politiker, sondern Rechtsprofessor und nicht einmal Mitglied einer Partei und als Kompromissfigur der «Leck mich...»-Bewegung ins Amt geschoben worden. Er stammt aus dem winzigen Dorf Volturara Appula in Apulien, der Vater Beamter, die Mutter Lehrerin. Senkrecht Karriere als Jurist, Professur in Florenz (seinen Studenten Alfonso Bonafede berief er zum Justizminister) und Kanzlei in Rom, Hobby: juristische Literatur, Ehe mit einer Juristin. Scheidung im Frieden. Er chauffierte seinen kleinen Sohn weiter zur Schule und begegnete dort einer alleinstehenden Mutter, die ihre Tochter hinbrachte, und daraus wurde eine Romanze wie der Filmklassiker «Un homme et une femme» mit Anouk Aimée und Jean-Louis Trintignant. Und wie im Kino bleibt auch die *storia d'amore* Giuseppe Contes in der Schwebel. Sie zeigen sich kaum als Paar. Sind sie noch eines? Olivia Paladino, 39, ist die Tochter der einst schönsten Schwedin, Ewa Aulin, und managt das Hotel ihres Vaters, das «Plaza Roma» unweit der Spanischen Treppe der Verliebten, die jetzt so schrecklich leer ist. Peter Hartmann

Dramatisch

Von Fabio Regazzi — Die Deutschschweiz unterschätzt Corona.



«Ich will keine Eskalation»: Autor Regazzi.

Während ich dies diktiere, bin ich am Wandern im Verzascatal. Ich muss meinen Kopf durchlüften und Abstand gewinnen. Ausserdem kann ich mich hier oben nicht anstecken. Die Situation im Tessin ist dramatisch. Offen gebe ich zu: Ich habe die Situation am Anfang unterschätzt. Als Unternehmer und bürgerlicher CVP-Politiker war ich gegen massive Eingriffe in die Wirtschaft. Ich musste meine Meinung ändern: Das Tessin macht es richtig. Ich stehe hinter der Kantonsregierung.

Schöne Appelle und Schulschliessungen reichen nicht. Es braucht den schärferen Lockdown. Alle nicht lebenswichtigen Betriebe müssen geschlossen werden. Nur so dämmen wir die Ansteckungen ein. Warum ich meine Meinung geändert habe? Weil ich mit Leuten an der Front spreche, mit Ärzten in den Spitälern. Weil ich im Fernsehen die Bilder aus der Lombardei sehe. Das ist nicht Netflix, das ist die Wirklichkeit. Wir müssen handeln. Die Deutschschweizer unterschätzen Corona.

Mit Verlaub: Martin Dumermuth vom Bundesamt für Justiz liegt falsch. Er möchte das Tessin zurückpfeifen. Es gehe doch nicht, dass man schärfere Massnahmen ergreife als der Bund. Wir müssen. Also lasst uns. Oder wollt ihr irgendwann den Gotthard schliessen? Die Tessiner Spitäler haben durch heroische Anstrengungen ihre Intensivkapazität auf heute 105 Betten verdoppelt. Davon sind rund 40 bereits belegt, während ich dies schreibe. Die Fallzahlen gehen nicht zurück. Ich will keine Eskalation. Ich will keine Zustände wie in Italien.

Ich plädiere für den schweizweiten Lockdown und versuche, meine Landsleute im Norden zu warnen. Vielleicht ist es sinnvoll, wenn ganz Europa vierzehn Tage alles dichtmacht. Nur was es wirklich braucht, darf noch getan werden. Es ist mir bewusst, dass das gigantische Kosten verursacht. Wenn ich in mein eigenes Industrieunternehmen gehe, bricht es mir das Herz. Keiner arbeitet, alles steht still. Fürchterlich. Aber Corona ist schlimmer.

Was, wenn das Geld kaputtgeht?

Von Thorsten Polleit — Die Notenbanken und Regierungen wollen die Wirtschaftskrise mit einer Geldflut bekämpfen. Die Bürger sollten sich vorsehen.

Bringst du Geld, so findest du Gnade; sobald es dir mangelt, schliessen die Türen sich zu», so schrieb Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832). Geld ist in der Tat ein ganz besonderes Gut. Es ist das allgemeine Tauschmittel. Ohne Geld könnten die modernen, arbeitsteiligen Volkswirtschaften gar nicht funktionieren. Die Menschen müssen eine Wirtschaftsrechnung betreiben können, das heisst unterschiedlichste Waren miteinander vergleichbar machen. Und das geht nur mit der Verwendung von Geld.

Vor diesem Hintergrund fällt es nicht schwer, einzusehen, wie wichtig «gutes Geld» für das produktive und friedvolle Zusammenleben der Menschen ist. «Schlechtes Geld» – also inflationäres Geld, das seine Kaufkraft im Zeitablauf verliert – verzerrt die Preise zwischen den einzelnen Gütern, streut dadurch Sand in die Wirtschaftsrechnung und verleitet Unternehmer und Konsumenten zu Fehlentscheidungen. Inflationäres Geld zersetzt die Ersparnisse, schmälert die Basis für Investitionen, reduziert die Wachstumskräfte der Volkswirtschaft.

Aus gutem Grund schreckt jetzt die Öffentlichkeit in der Corona-Krise auf: Regierungen und ihre Zentralbanken wollen die anrollende Weltwirtschaftskrise vor allem mit einer Geldflut bekämpfen. So kaufen die Zentralbanken alle Arten von Schulden auf und bezahlen die Käufe mit aus dem Nichts geschaffenen Geld. In einer Phase, in der das Güterangebot abnimmt, ist das Ausweiten der Geldmenge ein Rezept par excellence für Güterpreis-inflation, also Geldverschlechterung.

Ob Euro, US-Dollar, chinesischer Renminbi oder Schweizer Franken: Das zentrale Schicksal all dieser ungedeckten Papierwährungen ist, dass sie von den staatlichen Zentralbanken immer stärker vermehrt werden, ihre Kaufkraft also herabgesetzt wird. In den letzten Jahrzehnten ist das meist schleichend abgelaufen. Mittlerweile sind aber die Schulden so gross geworden, dass auch eine rücksichtslosere Herabsetzung des Geldwertes zu einer zusehends probateren Politik geworden ist.

Steigt die Inflation, schwindet das Vertrauen in das Geld. Die Menschen wollen es dann nicht mehr halten, sondern sie tauschen es möglichst rasch gegen andere Güter ein. Dadurch werden die Güterpreise in die Höhe getrieben, und die Kaufkraft des Geldes verfällt. Unternehmer können dann keine vernünftige Wirtschaftsrechnung mehr anstellen, die arbeitsteilig organisierten Volkswirtschaften zerfallen. Im

Extremfall könnten die ungedeckten Papierwährungen wie US-Dollar, Euro, Schweizer Franken und Co. sogar wertlos werden.

Das ultimative Zahlungsmittel

Keine Frage: Es wäre eine wirtschaftliche und soziale Katastrophe, sollten die Währungen kaputtgehen. Wie kann man sich als Anleger dagegen wappnen? Eine Möglichkeit ist das Halten von physischem Gold. Das gelbe Metall ist seit je das ultimative Zahlungsmittel der Menschheit. Es lässt sich durch das Anwerfen der elektronischen Notenpressen nicht entwerten, und es trägt auch – anders als Bankguthaben – kein Zahlungsausfallrisiko. In den letzten zwanzig Jahren ist der Goldpreis, in US-Dollar gerechnet, im Durchschnitt pro Jahr um fast 10 Prozent gestiegen.

Und die Politik der Staaten und ihrer Zentralbanken lässt befürchten, dass dieser Trend an Fahrt gewinnt. Es wäre nicht das erste Mal in der leidvollen Währungsgeschichte, dass die Staaten das Geld entwerten. Goethe schreibt hellsichtig in seinem «Faust»: «Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles.» Seine Worte sind auch heute noch ein guter Rat für jeden, der sich gegen das Risiko absichern will, dass das Geld kaputtgeht.

Thorsten Polleit ist Chefvolkswirt der Degussa.



Goethes Rat ist nicht teuer: SNB-Chef Jordan.

Streit um Professor Panik

Von Christoph Mörgele — Die Zürcher Gesundheitsdirektion ist nicht erfreut über Adriano Aguzzis Corona-Alarmismus. Das Universitätsspital wiegelt ab.



Nicht wenige trauen ihm den Nobelpreis zu: Wissenschaftler Aguzzi.

Ich bin auf dem besten Weg, der meistgehasste Wissenschaftler der Schweiz zu werden», verkündet Professor Adriano Aguzzi auf Twitter. 99,9 Prozent von 3013 Kommentaren zu einer Sammlung seiner Zitate in 20 Minuten seien negativ. Nicht nur bei den Lesern der Gratiszeitung stossen die Äusserungen und Auftritte des umtriebigen, mediengewandten Neuropathologen sauer auf. Auch Exponenten der Schweizer Wirtschaft sind befremdet, wirft Aguzzi dieser doch öffentlich vor, die vollständige Abriegelung (Lockdown) zu hintertreiben. «Und die Exekutive trifft die notwendigen Massnahmen nicht.»

Wegen solcher Frontalangriffe auf die Behörden scheint auch bei der Zürcher Gesundheitsdirektion die Stimmung nicht die beste: «Die Corona-Pandemie ist sehr ernst zu nehmen, wir warnen aber davor, die Bevölkerung in Panik zu versetzen.» Und noch deutlicher: «Es ist Sache der Leitung des Universitätsspitals (USZ), die Auftritte ihrer Mitarbeiter im Griff zu haben.» Die Gesundheitsdirektion lässt zugleich verlauten, sie sei mit den Verantwortlichen des USZ – den Infektiologen Hugo Sax und Stefan Kuster – täglich in Kontakt: «Die Zusammenarbeit ist sehr gut.» Das gilt für jene mit Adriano Aguzzi offensichtlich weniger.

Tatsächlich sieht Aguzzi seine Aufgabe als Forscher nicht darin, die Bevölkerung zu beru-

higen und die Furcht zu dämpfen. «Wir erwarten 60 000 Todesfälle bis Juli», meldet er aufgeregt. 98 Prozent dieser Todesfälle liessen sich verhindern, wenn jede infizierte Person weniger als 1,5 weitere Personen infizieren würde. Dieses Ziel lasse sich realisieren, wenn «alle nichtessenziellen Betriebe sofort geschlossen» würden. «Wie kann ich diese Botschaft an die Politiker bringen?», fragt Aguzzi fast verzweifelt. «Es ist nicht so schwer zu verstehen.»

Bereit fürs Gefängnis

Sind die Verantwortungsträger in Bund und Kantonen so schwer von Begriff? Adriano Aguzzi scheut sich nicht, selbst gegen den Gesundheitsminister auszuteilen: «Bersets Departement hat es nicht einmal fertiggebracht, das Meeting mit den Experten vorgestern online abzuhalten.» Öffentlich Alarm schlug er auch, weil ihm sechs Mäuse für Blutentnahmen nicht bewilligt worden seien. Er lege auch ohne Bewilligung los, sagte er im *Blick*. Und fügte in der Pose eines Märtyrers hinzu: «Ich bin bereit, dafür ins Gefängnis zu gehen.» Die Tierversuchskommission, höhnte Aguzzi, bestehe «überwiegend aus pensionierten Mittelschullehrern in den Siebzigern». Weil sie ihm die Mäuse gegen jede Erwartung innert 24 Stunden bewilligten, spottete er über die Kommissionsmitglieder: «Ich vermute, dass die altersspezifische

Coronavirus-2-Tödlichkeit die Geschwindigkeit ihrer Entscheidung beeinflusst hat.»

Im Universitätsspital Zürich, das sich gerne mit den global besten wie der Mayo Clinic in Rochester, der Charité in Berlin oder dem Toronto General Hospital misst, kommen Aguzzis eindringliche Botschaften nicht überall gut an. Sein Alarmismus führe zu Verunsicherung und untergrabe das Vertrauen in die Arbeit der Spitäler und deren Personals, ist zu hören. Immerhin sei er Angestellter des Universitätsspitals und solle dessen vorgesetzten Instanzen nicht derart grob an den Karren fahren.

Öffentlich kritisieren mag ihn aber niemand, auch nicht Klinikdirektor Gregor Zünd. Die Medienstelle des USZ lässt lediglich ausrichten, Professor Adriano Aguzzi habe mit «seinen persönlichen und pointierten Äusserungen» dazu beigetragen, dass die Wahrnehmung in der Bevölkerung, was die Dringlichkeit und Wichtigkeit des Social Distancing angehe, geschärft worden sei. «Insofern hat er einen Beitrag zur konsequenten Umsetzung der vom Bundesrat angeordneten Massnahmen geleistet. [...] Das USZ respektiert die Meinungsäusserungsfreiheit seiner Mitarbeitenden.»

Warnung vor 10 000 BSE-Toten

Die Zurückhaltung in der Kritik an Adriano Aguzzi hängt auch mit dessen internationaler Reputation als vielfach preisgekrönter Neuropathologe zusammen. Er gilt als weltweiter Pionier in der Erforschung der Prionen-erkrankungen. Die menschliche Variante des Rinderwahnsinns (BSE) zerstört das Zentralnervensystem langsam und führt zum Tod. Da BSE übertragbar ist, versteht Aguzzi auch einiges von Infektionskrankheiten, auch wenn er kein Epidemiologe ist. Nicht wenige trauen dem italienisch-schweizerischen Doppelbürger sogar den Nobelpreis zu.

Andere Fachspezialisten erinnern an Aguzzis frühere alarmistische Töne. 2000 sprach er von 10 000 möglichen BSE-Toten in der Schweiz, wobei schliesslich kein einziger Mensch gestorben ist. Umstritten blieb auch seine Behauptung, in Europa seien 100 Millionen Menschen mit dem BSE-Erreger in Kontakt gekommen. Heute meint er dazu: «Dass es keine 10 000 Toten geworden sind, liegt daran, dass der Bundesrat auf den Rat der Wissenschaft gehört hat und sehr schnell die Risikoorgane der Rinder verboten hat.»

Adriano Aguzzi betont, dass man bei neu auftretenden Krankheiten wie Covid-19 oder damals dem BSE mit unvollständigen Daten arbeite. «Das führt zwangsläufig zu Schätzungsfehlern.» Dennoch wird man den rastlosen Professor an seinen 60 000 vorausgesagten Corona-Toten messen. Wenn er recht hat, wird sich sein Ansehen ins Grenzenlose steigern. Wenn er unrecht hat, werden ihm die Politiker, Journalisten und Kollegen die Schreckenszahl unsanft unter die Nase reiben.

Er erzählt den Schweizern ihr Leben

Von Pia Reinacher — Säulenheiliger, literarisches Gewissen, nationale Protest-Instanz? Peter Bichsel selber lebt die künstlerische Bescheidenheit. Literatur sei darauf angewiesen, Unbedeutendes tun zu dürfen. Dieser Tage feiert er seinen 85. Geburtstag.

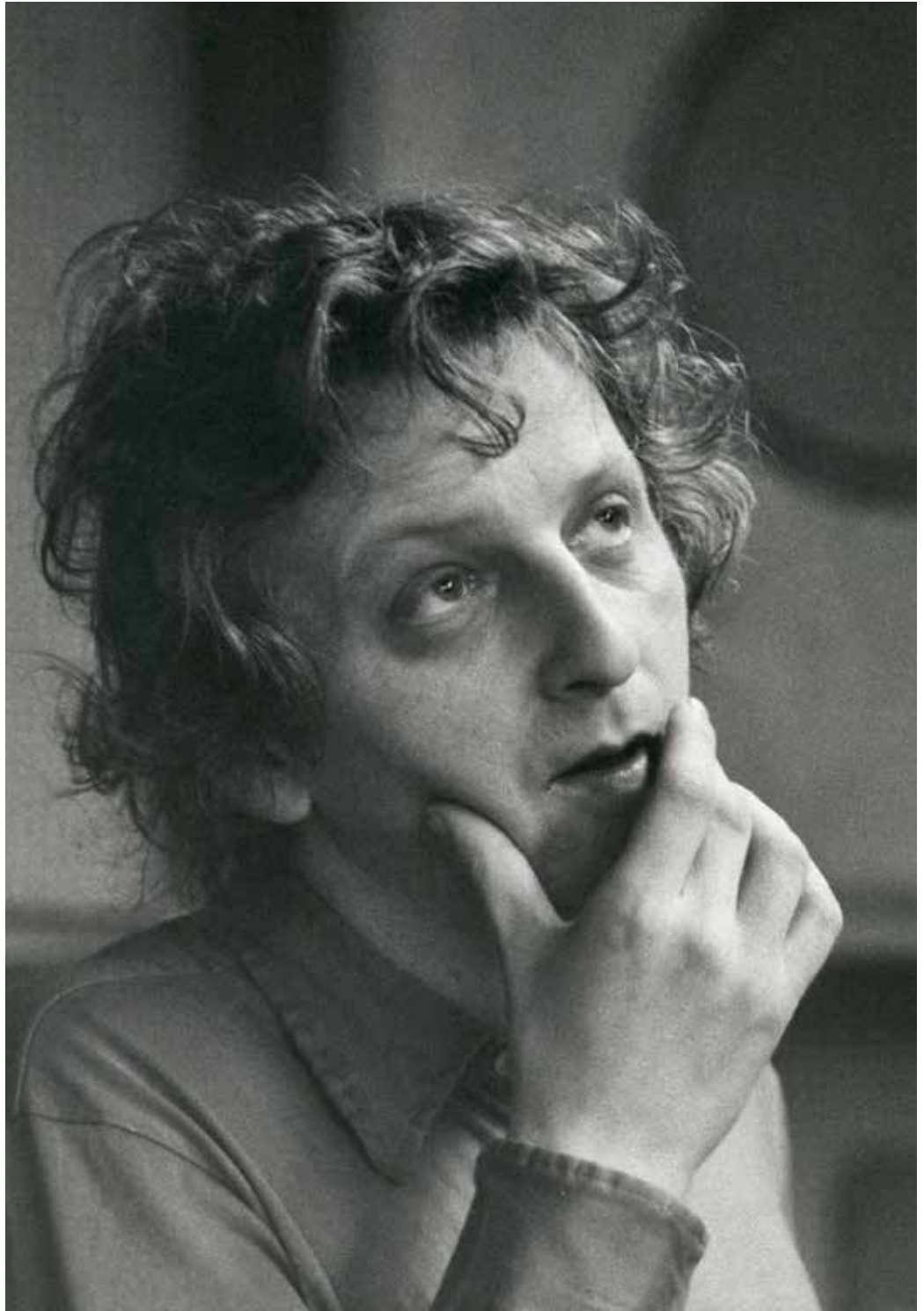
Die Heiligsprechung des Schriftstellers und ehemaligen Primarlehrers Peter Bichsel zum helvetischen Nationalhelden geschah spätestens mit der launigen Parodie von Mike Müller und Viktor Jacobbo. In einem fiktiven «besinnlichen Ostergespräch» persiflierten sie den hiesigen Dichter und Sänger aller Randfiguren und Verlierer der Gesellschaft: «Das esch nömme mis Oute», imitierte Komiker Müller geistreich den in Olten aufgewachsenen Schriftsteller mit dem typischen Solothurner Dialekt, dem gepressten Atem, dem leicht näselnden Singsang – eine Sprechweise, die längst zu Bichsels Markenzeichen geworden ist. Welcher Schweizer würde den Bichsel-Sound nicht auf Anhieb wiedererkennen?

Das Urteil zu seiner Heimatstadt fiel kurz und bündig aus: Olten sei einmal eine Eisenbahnerstadt gewesen, eine Stadt, in der die Arbeiter nach Feierabend in die Beiz gingen und nicht wie heute ins Fitnessstudio; ein Besuch im Bahnhofbuffet lohne sich mit dem Halbstundentakt der SBB längst nicht mehr. Im Übrigen gebe es hier nur noch Businesslunch und kalifornischen Weisswein, rauchen dürfe man auch nicht mehr. Genau in diesem Ton gab Bichsel jeweils der Schweiz umstandslos akkuraten Bescheid, dass «diä Schwiiz nömme mini Schwiiz» sei, wenn man sich hierzulande wieder einmal im Parteiengzänk verloren hatte. Und man nahm seine Einwürfe ernst.

Warum erkennen sie sich in ihm?

Warum hat es der Schriftsteller Peter Bichsel, der seit Jahrzehnten in Bellach wohnt und im Städtchen Solothurn seine Arbeitswerkstätte hat, zu einer Art literarischem Gewissen der Schweiz gebracht, zu einer politischen Instanz auch, die in schwierigen Zeiten von Medien, Politikern und Bundesräten befragt wurde? Warum erkennen sich so viele Schweizer in ihm wieder? Warum wurde er, der zusammen mit Adolf Muschg und Jörg Steiner zu den Königsmachern der helvetischen 68er Bewegung gehörte, zu einer Figur mit Vorbildcharakter, quer durch alle Parteien und Generationen? Warum konnte er sich auch lange nach den revolutionären 68er Jahren als ständige Protest-Instanz in den gemütlichen Schweizer Alltag integrieren?

Bichsels Meinung schenkten die Schweizer mehr Gehör als den beiden Dinosauriern Frisch und Dürrenmatt, obwohl sein erzählerisches Werk sehr schmal ist und er sich nicht an deren Welt-Bestsellern messen kann. Bich-



Man kann das Leben nur erzählend bestehen: Schriftsteller Bichsel, 1970.

sel fehlt das kühl Apodiktische, leicht rechtshaberisch Moralisierte eines Max Frisch, mit dem dieser viele vor den Kopf stiess. Und wo Friedrich Dürrenmatt es immer gleich mit Zeit und Ewigkeit inklusive aller Mythen und weltgeschichtlicher Verwerfungen aufnahm,

hält der Solothurner sich ans Nächstliegende, das von vielen verstanden wird.

Das war seit seinen Anfängen so, dem Geschichtenband «Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen» (1964) – ein Paukenschlag, der ihn nach einer fulminan-

ten Kritik von Marcel Reich-Ranicki auf Anhieb auch in Deutschland bekannt machte. Das war auch in den späteren Prosageschichten so, etwa in den «Kindergeschichten» (1969) oder den «Geschichten zur falschen Zeit» (1979).

Dabei nahm er nie ein Blatt vor den Mund. 1969 kommentierte er in der Aufsatzsammlung «Des Schweizers Schweiz» das Verhältnis des Schweizers zum Fremden und beklagte die saturierte Selbstsicht und das glorifizierende Sonderfalldenken. Mit seinen scheinbar harmlosen, gradlinigen, in Wahrheit aber präzise konstruierten «Wandtafelsätzen», die oft dem Satzbaumuster «Subjekt - Prädikat - Objekt» gehorchen, ironisierte er die selbstbezogene Mentalität der Schweizer. Aber Peter Bichsel trägt seine Kritik immer mit einer Prise schelmischen Humors vor, die sich selbst von der Ironie nicht ausnimmt. Viele Jahre später kritisierte er in der Aufsatzsammlung «Die Totaldemokraten» (1998) die unablässige helvetische Identitätsbeschwörung und Abgrenzung von den Nachbarn.

Das Geheimnis von Peter Bichsels Erfolg hat viele Facetten. Natürlich wehrt er sich heute gegen die Anekdotisierung seines Lebens. Aber das ist im Grunde ein erträglicher Kollateralschaden der Anerkennung. Er ist ein Sympathieträger, der einerseits Teil des Volkes ist, andererseits der Elite angehört, ohne hochmütig geworden zu sein oder verblendet für die Probleme und Nöte des Durchschnittsbürgers. Wo immer er sich bewegt, bleibt er echt und denkt nicht daran, sich zu verbiegen. Zur stilisierten Anekdote, die gleichzeitig wahr ist, gehört, dass Peter Bichsel stundenlang in den Solothurner Wirtschaften vor einem Glas Rotwein sitzen kann, reglos die Menschen beobachtend, um dann mit einer schnellen Handbewegung das Lasso auszuwerfen und eine oder zwei Geschichten an Land zu ziehen. An dieser Stelle würde er widersprechen: Er sitze vor allem in der Beiz, um alleine zu sein, und Geschichten würden niemals aus dem Bauch heraus entstehen, sondern durch stundenlanges Sitzen in seinem Arbeitszimmer. Hier wartete er darauf, nichts tuend, bis er einen Anfang gefunden habe. Und doch gehören diese Beizenlegenden mit zu seiner Akzeptanz.

Aufmunternde Anregungen

Dazu kommt sein Temperament: eine Mischung aus Unbestechlichkeit, Mutterwitz, Widerborstigkeit und Schlitzohrigkeit, die ihn zu jemandem macht, den man mag. Wer einmal mit ihm eine lange Bahnfahrt absolviert hat, weiss, wie kurzweilig es wird: Man kommt in den Genuss einer schier unerschöpflichen, geradezu kindlichen Erzählfreude, die er gerne mit einem Glas Rotwein befeuert. Bichsels Vorrat an launigen Anekdoten und schlaun Geschichten ist unbegrenzt. Mit Leichtigkeit bringt er die Dinge auf den Punkt und verfügt über ein intuitives dramaturgi-

sches Talent, um zielgerade auf die ironischen Pointen zuzusteuern und sie im richtigen Moment zu zünden. Hilfreich dabei sind seine unbestechliche Beobachtungsgabe, ein ausgeprägter Sinn für die unberechenbaren Kapriolen des Schicksals und eine Art Bauernschläue, mit der er andere sofort durchschaut. Das alles eröffnet ihm ein schier unerschöpfliches Stoffreservoir.

Zeuge davon kann man in seinen Kolumnen werden, die er für sich selbst «Politschnulzen» nennt. Jahrzehntelang hat er sie für Zeitungen und Zeitschriften geschrieben, zuerst für die *Weltwoche*, dann im *Tages-Anzeiger-Magazin*, später in den *Luzerner Neusten Nachrichten* (LNN) und zuletzt, über lange Jahre, in der *Schweizer Illustrierten*. Erst 2014 hörte er damit auf, und es ist dem Hause Ringier zu verdanken, dass es den Schriftsteller damit im gleichen Zug bis ins hohe Alter finanziell unterstützte. Er lohnte es in den 400 Kolumnen mit Kommentaren zum gewöhnlichen Leben, in dem sich viele Beladene, Gestrauchelte, am Leben Leidende oder auch nur auf Aufmunterung oder Anregungen Hoffende verstanden fühlten. Bei genauerem Hinsehen sind es Anleitungen, wie das Leben auf anständige Art zu bestehen sei. Und: «Erzählen ist letztlich das Aufbäumen gegen jenes Ende, das uns allen sicher ist» schrieb er in seinem Abschiedstext in der SI.

Genau mit diesen «Prosastückchen», die häufig in paradoxen Versuchsanlagen für jeden verständliche lakonische Wahrheiten destillieren, hat er sich auf einzigartige Weise in die Schweizer Literaturgeschichte – oder soll man besser sagen: in die kollektive schweizerische Identität – eingeschrieben, ganz in der Tradition der von ihm bewunderten Kurzprosa von Robert Walser und der «Kalendergeschichten» von Johann Peter Hebel. Peter Bichsels Kolumnen kennen kaum ein Verfalldatum; viele bündelte er zu Erzählbänden, die heute bei Suhrkamp greifbar sind.

Es ist typisch für ihn, dass er in seiner widersprüchlichen Art auch auf seine theologische Seite zurückkommt. In den Kolumnen «Über Gott und die Welt» (2009) bricht dieser versteckte, schillernd-widersprüchliche Aspekt seiner Persönlichkeit durch: sein theologisches Interesse, das sich mit Fragen der Ethik und Moral verbindet. Als Kind war er wie sein Vater in der Organisation Blaues Kreuz aktiv, einer den evangelischen Freikirchen nahestehenden Organisation, die sich für «Evangelium und Abstinenz» einsetzte. Und beinahe wäre er als Jugendlicher gleichzeitig katho-

lisch geworden. Seine Sonntage jedenfalls waren reich befrachtet: Um neun besuchte er den katholischen Gottesdienst, um zehn hielt er bei den Reformierten Sonntagsschule. Seine katholischen Schulkameraden mussten für den Religionsunterricht kleine Aufsätze schreiben. Da sie wenig Lust hatten, sprang Bichsel in die Bresche und übernahm gegen

ein kleines Entgelt diese Aufgabe. Sein Rekord lag bei sechzehn verschiedenen Aufsätzen zum selben Thema in einer Nacht.

Urbedürfnis des Kindes

In den «Frankfurter Poetikvorlesungen» (1982) entdeckt man einen letzten, entscheidenden Faktor des Geheimnisses einer über Jahrzehnte dauernden Präsenz in wechselnden gesellschaftlichen und politischen Schweizer Verhältnissen: Es ist eine Form von literarischer Bescheidenheit. Literatur, schreibt Bichsel, sei darauf angewiesen, Unbedeutendes tun zu dürfen. Das ist der Schlüsselsatz für sein gesamtes literarisches Werk. Die Schwierigkeiten der Schriftsteller mit ihren Kritikern, meint Bichsel, rührten von de-

ren ständigem Drang, im Werk etwas Bedeutendes sehen und erklären zu wollen. Damit schlugen sie dem Schriftsteller, der sich dem Erzählen des Lebens verschrieben habe und aus dem Unscheinbaren das Bedeutende extrahiere, die Hintertüre zu. Ein Schriftsteller sei jemand, der in «Geschichten» denke, nicht in abstrakten wissenschaftlichen Theorien. Man könne das Leben «nur erzählend bestehen». Die Ausbildung eines «erzählerischen Bewusstseins» anstelle des bloss «historischen» sei unverzichtbar. Und er spricht vom Urbedürfnis des Kindes, beim Einschlafen immer wieder die Stimme der Mutter hören zu wollen, die ihm die immer gleichen Geschichten über das Leben erzähle. Das sei der Kern der Literatur.

In Zeiten der überschwappenden Informationsflut wird das Erzählen von Geschichten für Peter Bichsel beinahe zu so etwas wie einem dringend notwendigen Widerstand und einem aufklärerischen Akt für das «Anderere», das den Menschen auch noch bestimmt.



«Das esch nömme mis Oute.»

Bichsel ist ein Sympathieträger, der Teil des Volkes ist und der Elite angehört, ohne hochmütig geworden zu sein.



Anlässlich des 85. Geburtstages erscheinen im Kampa-Verlag Gespräche von Sieglinde Geisel mit Peter Bichsel: «Was wäre, wenn?»

Personenkontrolle

Berset, Lamon, Lauener, Favre, Cassis, Di Maio, Vitta, Fehr, Thiam, Abrecht, Somm, Rohr, Ramadan, al-Banna, Fauci, Trump, Cuomo, Reagan, Abys, Spacey, Binder, Johnson, Chamberlain

Alain Berset, Frauenverstehender, stockt sein Team auf. Nach dem Abgang seiner langjährigen Informationschefin, der früheren Radiojournalistin Nicole Lamon, kümmerte sich der aktuelle Informationschef Peter Lauener um Medienanfragen aus der Romandie. Das wird er in Zukunft nicht mehr müssen. Berset hat als neuen Sprecher für die französische Schweiz mit dem Freiburger Christian Favre abermals einen Radiojournalisten angestellt. Wegen der Coronavirus-Krise musste dieser seinen Job sogar ein paar Wochen früher antreten. Nichts gegen Favre – man ist jedoch etwas erstaunt darüber, dass der SP-Bundesrat einen weiteren Mann in sein Team holt, wo doch die Linke ständig von Frauenförderung spricht. (hmo)

Ignazio Cassis, Grenzgänger, hat am 8. März ein Notteltelefonat geführt. Darin bat der Ausserminister seinen italienischen Amtskollegen Luigi Di Maio, die 70 000 italienischen *frontalieri* in der Schweiz von der Abriegelung der Lombardei auszunehmen. Diese sollten im Tessin weiterhin ihre unverzichtbare Arbeit verrichten können. Die Turbodiplomatie des FDP-Manns war von Erfolg gekrönt. Allerdings schlug er damit – als ehemaliger Kantonsarzt – die Warnungen der Tessiner Regierung in den Wind. In der Zwischenzeit hat sich der Kanton schrittweise zur Fortsetzung des Katastrophengebiets Lombardei entwickelt. Indem die Tessiner Regierung Ende letzter Woche fast die ganze Wirtschaft stilllegte, löste sie auch das von Cassis verursachte Problem: 95 Prozent der Grenzgänger bleiben jetzt zu Hause. Und der Kanton kann zeigen, dass er entgegen der bundesrätlichen Logik auch eine Zeitlang ohne *frontalieri* überlebt. (fsc)

Christian Vitta, starker Mann, greift durch. Der Tessiner Regierungspräsident und seine vier Kollegen setzen sich im Kampf gegen die Ausbreitung des Coronavirus nicht nur über die Vorgaben des Bundesrates hinweg und schränken das öffentliche und wirtschaftliche Leben im Südkanton stärker ein, als von der Landesregierung (bis anhin) beschlossen. Auch in anderen Bereichen wird nicht lange



Auf allen Kanälen: SP-Justizdirektorin Fehr.



Kurzentschlossen: FDP-Politiker Vitta.



«Göttliche Intervention»: Islamist Ramadan.

gefacelt. So hat die Tessiner Regierung kurzerhand entschieden, die auf Anfang April festgesetzten Gemeindewahlen zu verschieben. Nicht auf den Sommer, nicht auf den Herbst, sondern auf April 2021. Kritiker sehen darin eine flagrante Verletzung der politischen Rechte und einen Missbrauch des Notrechts; sie haben beim Bundesgericht Beschwerde eingereicht. Übrigens: Im Kanton Schwyz wurden am vergangenen Wochenende Regierung und Parlament neu gewählt. (fon)

Jacqueline Fehr, Hyperaktivistin, treibt die Sorge um, dass sie bei all den Corona-Schlagzeilen vergessen gehen könnte. Denn gegenwärtig stehen statt der SP-Justizdirektorin im



Stilikone: Manager Thiam.



Comeback: Schauspieler Spacey.

Kanton Zürich vor allem die Regierungspräsidentin, die Gesundheitsdirektorin, die Bildungsdirektorin und der Sicherheitsdirektor im medialen Scheinwerfer. Darum publizierte Fehr am Montag im ihr gewogenen *Tages-Anzeiger* einen Gastkommentar zur Corona-Krise als «Testfall für den Föderalismus». Auch Radio SRF erbarmte sich der überheerzigen Politikerin. Beim Regionaljournal «Zürich Schaffhausen» durfte Fehr gleichentags über die mögliche Zunahme der häuslichen Gewalt berichten. Auch im Hauptbeitrag des «Echos der Zeit» schlug sie Alarm über die «akute Stresssituation» und die «zunehmenden Fallzahlen». Erst im letzten Satz sagte die Radiosprecherin fast bedauernd, die Polizeikörps

hätten trotz Corona «bisher keine Zunahme der häuslichen Gewalt festgestellt». (mö)

Tidjane Thiam, Stilikone, hat Grund zur Freude. Nachdem der ehemalige Credit-Suisse-CEO seinen Spind am Paradeplatz leeren musste, soll der 57-Jährige ab Ende April ein Verwaltungsratsmandat bei Kering bekleiden. Das berichteten internationale Zeitungen. Der Ivorer, der vor seiner Zeit im Bankensektor eine britische Versicherung leitete, werde in der Modebranche Fuss fassen, heisst es, und seine Erscheinung wohl mit den Stoffen von Yves Saint Laurent und Gucci – zwei Luxuslabels im Konzern – veredeln. Thiam, eine Stilikone? Gewiss! Denn wie er im *Weltwoche*-Interview betonte, habe er bereits vor fünfzig Jahren jeden Freitag afrikanische Kleider angezogen, «als es noch nicht cool war». Ähnlich modebewusst zeigte er sich am Eidgenössischen Schwingfest in Zug: Zwar nicht als Trendsetter, dafür in Edelweiss. (zr)

Serkan Abrecht, Störenfried, wird stummgeschaltet. Der Journalist der *Basler Zeitung* hat vor zwei Wochen eine Carte blanche veröffentlicht. Darin kritisierte er die deutsche Regierung, die für die Schweiz bestimmte Atemschutzmasken blockierte. Die Schweiz solle «sich überlegen, ob man mit der EU weitere Verträge eingehen soll». Und: «Wer solche Freunde hat, braucht keine Feinde mehr.» Der Kommentar wäre zu Zeiten des früheren Chefredaktors **Markus Somm** wohl als Glanzstück der journalistischen Meinungsäusserung gefeiert worden. Nicht aber in der neuen Struktur als Anhängsel des *Tages-Anzeigers*. Wie man aus Quellen beim Tamedia-Verlag hört, übte die Zürcher Chefetage Druck auf den neuen BaZ-Chefredaktor **Marcel Rohr** aus, welcher Abrecht prompt die Kündigung aussprach. (fsc)

Hani Ramadan, Islamist mit Schweizer Pass, sieht den Ausbruch der Corona-Krise vor dem Hintergrund moralischer Verfehlungen der Menschheit. Der Direktor des Centre Islamique de Genève bezeichnet die Epidemie als «göttliche Intervention». Indem er sich auf die Schriften des Propheten beruft, wertet er die Ausbreitung des Virus als Allahs Strafe für unser aller Fehlverhalten, für Schandtaten und Ehebruch. Der Gelehrte mit ägyptischen Wurzeln und Enkel von **Hassan al-Banna**, dem Gründer der Muslimbruderschaft, hat wiederholt für die Steinigung von untreuen Eheleuten plädiert, eine Strafe, die er als «Reinigungsprozess» preist. Corona ist für ihn so gesehen nicht nur eine gerechte, sondern auch eine läuternde Abrechnung. (ph)

Anthony Fauci, Helvetier, gehört derzeit zu den fragtesten Personen in den USA. Egal ob US-Präsident Donald Trump oder der demo-

kratische Gouverneur des Staates New York, **Andrew Cuomo**: Alle suchen Rat beim Direktor des Nationalen Instituts für Allergien und ansteckende Krankheiten. Schon 1984 erhob **Ronald Reagan** den heute 79-Jährigen in diese Funktion. Seither diente er unter sechs Präsidenten. Wenig bekannt ist, dass Fauci teilweise Schweizer Wurzeln hat: Sein Grossvater mütterlicherseits wurde als **Giovanni Abys** im Jahr 1876 in Chur geboren und wanderte Ende des 20. Jahrhunderts nach New York aus. Faucis Grossvater entstammte einer Bündner Handels- und Ratsherrendynastie, deren bedeutendster Vertreter **Raget Abys** (1790–1861) war, Offizier im Sonderbundeskrieg, liberaler Grossrat im Kanton Graubünden und Tagsatzungsabgeordneter. Eine Toleranz für turbulente Zeiten hat Fauci offenbar in den Genen. (fsc)

Kevin Spacey, Hollywood-Pariah, findet Freunde in Deutschland. Der wegen – bisher nicht belegter – Missbrauchsvorwürfen von allen Filmprojekten ausgeschlossene Schauspieler wird am nächsten virtuellen Frühstück des Münchner Start-up-Events «Bits & Pretzels» auftreten. Thema seines Vortrags: «Wie steuere ich als Gründer meine Firma durch eine Krise.» (ky)

Marianne Binder, Wahlkämpferin, macht sich heute schon Sorgen über die erst im Herbst anstehenden Regierungs- und Grossratswahlen im Aargau. Kandidaten hat die Aargauer CVP-Kantonalpräsidentin zwar genug. Dem Vernehmen nach ist sie allerdings etwas in Sorge, wie sie wohl die Flyer im Strassenwahlkampf unters Wahlvolk bringen soll, wenn sich dieses wegen Ansteckungsängsten nicht mehr auf die Strasse traut. Seit Tagen nervt sie deshalb ihre Basis mit Plänen für einen digitalen Wahlkampf. Möchte sie sich etwa auf die digitale Kampagne der CVP Schweiz bei den eidgenössischen Wahlen abstützen? «Dann gute Nacht!», finden nun Parteileute. Mit ihrer Digi-Kampagne verschreckte die CVP nämlich bei den eidgenössischen Wahlen nicht bloss die Gegner, sondern auch die eigene Basis. (hmo)

Boris Johnson, Churchill-Epigone, kommen alte Freunde abhandeln. Vor ein paar Tagen hat ihm auch die bislang treu ergebene *Times* wegen seines zögerlichen, sprunghaften und zuweilen unernsten Verhaltens in der Corona-Krise die Leviten gelesen. Brutal warnte das Blatt: «Der Premierminister, der davon träumte, Winston Churchill zu sein, kann sich als **Neville Chamberlain** wiederfinden» – ausgerechnet jener Regierungschef, der als Hitlers Beschwichtiger unehrenhaft in die Geschichte einging. Ob der wenig schmeichelhafte Vergleich Boris Johnson wohl zu Herzen ging? Jedenfalls verkündete er kurz darauf eine landesweite Ausgangssperre. (ky)

Nachruf



Immer die Extrameile: Manager Zeltner.

Jürg Zeltner (1967–2020) — Er gehörte zu einer seltenen Sorte von Bankmanagern. Nicht nur, dass er es als KV-Lehrling bis in die Konzernleitung der grössten Schweizer Bank schaffte, sondern auch, dass er der UBS mehr als dreissig Jahre die Treue hielt.

Eigentlich hätte der sensible und äusserst empathische Thuner Tierarzt werden wollen, wie er einmal im kleinen Kreis erzählte. «Doch dieser Weg blieb mir verwehrt, weil ich nie studiert habe», sagte er damals. Diese Erkenntnis war es auch, die ihn antrieb, immer die Extrameile zu gehen. Darum gehörte er einer Generation von Bankmitarbeitern an, die noch mit Überzeugung, Leidenschaft und persönlichem Engagement den Geschäften nachging und dabei ein Generalistendenken bewies, das kaum besser den vielschichtigen Bedürfnissen der wohlhabenden Bankkundschaft hätte entsprechen können.

Er erlernte das Metier von der Pike auf, sammelte im Ausland Erfahrungen und war mit der Zeit geradezu dazu prädestiniert, dereinst den CEO-Posten bei der UBS zu übernehmen. Doch es kam anders. Ende 2017 verliess Zeltner die Bank und orientierte sich neu. Er erfüllte sich so etwas wie einen «Bubentraum», wie er in einem seiner letzten Interviews mit dem Finanzportal Finews.ch verriet: «... dass man quasi einen zweiten beruflichen Lebensabschnitt bekommt». Zeltner übernahm im Frühjahr 2019 den Um- und Aufbau einer vom katarischen Emirat finanzierten Privatbankengruppe in Europa. Heute firmiert sie unter dem Namen Quintet. Das Besondere daran war, dass er sich persönlich an dem grossen Projekt beteiligen und wie ein klassischer Privatbankier selber Verantwortung übernehmen konnte. Damit war er definitiv im Olymp des europäischen Bankwesens angelangt. Der 52-jährige Zeltner, der am vergangenen Wochenende einem Krebsleiden erlag, hinterlässt seine Frau und zwei Kinder. *Claude Baumann*



Ein machtvoll, symbolhaftes Zeichen.

Zivilisationen

Das chinesische Virus

Von Peter Keller — Der Kampf gegen das Coronavirus ist auch ein Kampf der Kulturen: Das autoritäre China trifft auf das freiheitliche Amerika. Die Frage, welches staatliche Immunsystem das Virus besser bewältigt, entscheidet über die künftige Weltordnung.

Der Rest seiner Task-Force Coronavirus steht schon da, das gedämpfte Geplauder der anwesenden Journalisten verstummt. In der Mitte der erstaunlich kleinen, in tiefblauen Tönen gehaltenen Bühne steht ein schlichtes Rednerpult, dahinter die US-Flagge. Alles wartet auf ihn: The President. Eine Schiebetür öffnet sich, Donald Trump tritt zum Mikrofon, eröffnet das Briefing mit einem knappen «Thank you very much», um gleich mit seinen aktuellen Ausführungen zu beginnen.

Täglich seit dem 14. März, auch sonntags, informieren Trump und seine Leute über ihre Arbeit, stellen sich den Fragen der Pressevertreter des Weissen Hauses. Die grössten TV-Stationen und wichtigsten Online-Medien übertragen das Briefing. Live und landesweit. Ohne die üblichen Bezahlschranken. Der Chef persönlich steht hin. Mit ihm sein Stab und die zuständigen Experten des Gesundheitsministeriums und der Armee. Darunter Anthony Fauci, Immunologe, Direktor des Nationalen Instituts für Infektionskrankheiten.

Der kleine, drahtige Mann verschwindet beinahe zwischen den übrigen Anwesenden. Doch sobald er zu reden beginnt und über den Kampf

an der medizinischen Front berichtet, füllt eine Aura aus Ruhe und Kompetenz den Raum, dass selbst der Zuschauer am Bildschirm sich wie ein dankbarer Patient fühlt, der gerade die Visite seines Vertrauensarztes am Spitalbett erlebt. Dazu hat Fauci eine tiefe, knurrige Stimme – als ob Joe Pesci noch heimlich ein Medizinstudium abgelegt hätte.

Der «unsichtbare Feind» hat einen Namen Selbst im Krisenfall behalten die Amerikaner ihren Sinn für effektvolle Auftritte. Er ist Teil ihrer ureigenen nationalen Identität, die gerade wieder beschworen wird. Vizepräsident Mike Pence lobt «the greatness of the American character». Trump demonstriert Leadership und Geschlossenheit: Dank des «spirit of our people», verspricht der US-Präsident, «werden wir diesen Krieg gewinnen».

Auch Emmanuel Macron sprach – nach den Klängen der Marseillaise – von einem «Krieg» gegen einen «unsichtbaren Feind», in dem sich Frankreich befinde. Der «unsichtbare Feind», ein heimtückisches Virus, das fast die ganze Welt befallen hat, Tausende Menschen buchstäblich krepieren lässt und für beispiellose Massnah-

men von Regierungen und Zentralbanken sorgt. Doch hinter diesem medizinischen Krieg gegen eine neue Infektionskrankheit findet ein Kampf der Systeme statt, der auf längere Sicht bedeutsamer sein wird für die Zukunft und Machtordnung der Welt als die unmittelbare Eindämmung der Corona-Pandemie. Und es brauchte wohl einen unverfrorenen Instinkt-politiker wie Donald Trump, damit dieser «unsichtbare Feind» einen Namen bekommt: Seit Tagen spricht der US-Präsident konsequent vom «Chinesen virus», vom China-Virus.

Dieser Stellvertreterkrieg um einen winzigen Krankheitserreger ist auch ein Kampf der beiden wichtigsten globalen Systeme, repräsentiert durch China und die USA. Hier eine autoritär organisierte Wirtschaftsmacht mit einer kollektiv und zentralistisch geführten 1,4 Milliarden-Bevölkerung. Dort eine präsidiale Demokratie mit rund 330 Millionen Bürgern, eine «offene Gesellschaft», marktwirtschaftlich ausgerichtet, auf individuelle Freiheiten bauend.

In diesem Stellvertreterkrieg geht es nicht um die Frage, welches Modell man persönlich bevorzuge oder wo es sich allenfalls behaglicher leben lasse. Entscheidend ist, metaphorisch ge-

sprochen, welches staatliche Immunsystem diese Attacke besser bewältigt, erfolgreicher übersteht und sich damit als überlegen erweist.

Amüsiert und angewidert

Was bezweckt Trump mit seiner Wortwahl? Beim Presse-Briefing vom 17. März wird er erstmals kritisch angegangen, er «stigmatisiere» bestimmte Volksgruppen, gerade im eigenen Land. Der Präsident widerspricht. Es handle sich um einen «äusserst zutreffenden Begriff», schliesslich habe China die Information verbreitet, dass US-Militärs den Erreger nach China eingeschleppt hätten. «Das ist falsch», und er habe die Pflicht, zu sagen, wo das Virus herkomme: «Es kommt aus China.»

Nächster Tag, gleiche Zeit, neues Briefing, wieder spricht Trump von «unserem Krieg gegen das chinesische Virus». In der Fragerunde berichtet ein Journalist von angeblichen Übergriffen auf chinesischstämmige Amerikaner und fragt Trump, warum er trotzdem an dieser Bezeichnung festhalte. Trump: «Weil es von China kommt.» Der Journalist: «Manche Leute sagen, das sei rassistisch.» Trump: «Das ist keinesfalls rassistisch. Es kommt aus China. That's why.»

Was danach geschah

Nun wäre es tatsächlich falsch und hinterhältig, China die Entstehung dieses Coronavirus vorzuwerfen. Das wäre etwa so ergiebig, wie wenn man den Eskimos vorhielte, sie würden zu wenig frisches Gemüse essen. China ist China. Eine hohe Bevölkerungskonzentration, mangelhafte Hygienestandards und der enge Kontakt mit verschiedenen Tierarten, die ein potenzielles Reservoir von Viren bilden, sind nun mal ideale Voraussetzungen für den Ausbruch von Infektionskrankheiten. China kann sich deswegen ja nicht abschaffen. Viel wichtiger ist, was danach geschah. Offenbar sprang das Virus Anfang Dezember auf einen Menschen über, Mitte Dezember tauchte der erste bekannte Corona-Fall auf, Ende des Monats hatte die kommunistische Regierung davon Kenntnis. Lange Wochen der Vertuschung beginnen. China unterdrückt die ersten Berichte, verfolgt Ärzte, klagt Journalisten an, lässt internationale Experten nicht ins Land, die die weltweite Ausbreitung des Virus noch hätten verhindern können.

Am Briefing des 19. März wird Trump auf diese Vorgeschichte angesprochen. Er bestätigt: «Es wäre alles viel besser verlaufen, wenn wir Monate früher davon gewusst hätten.» Nun bezahle die Welt einen hohen Preis für das, was China getan habe. «Jeder weiss das. Wir alle wissen es.» Trump sagt es.

Allerdings ist es in diesem Kampf der Systeme unerheblich, wer der moralische Sieger ist. Der republikanische Senator Marco Rubio klagte gegenüber Fox News, China habe schon Anfang

Jahr über genetische Proben des Virus verfügt, sich aber geweigert, diese Codes mit der internationalen Forschungs-Community zu teilen, wie das in einer «offenen, transparenten Gesellschaft» selbstverständlich gewesen wäre. Damit habe die restliche Welt wertvolle Zeit verloren zur Entwicklung von Gegenmitteln und Impfstoffen.

Mit dieser Feststellung trifft Rubio, absichtlich oder nicht, den springenden Punkt: China ist eben keine «offene Gesellschaft» – und will es gar nicht sein. Als die Seuche nicht mehr zu verheimlichen war, zeigte das Regime der versammelten Weltöffentlichkeit seine geballte Vehemenz: Abriegelung, Versammlungsverbote, Quarantänen, komplette Überwachung mit Bewegungs-Apps. Mittlerweile scheint die Epidemie gestoppt. China fährt seine Industrieproduktion wieder hoch. Ein machtvoll, symbolhaftes Zeichen.

Und der «offene» Westen? Er schaute zunächst leicht amüsiert und angewidert auf das Geschehen die Vorgänge in China, nach dem



Stellvertreterkrieg: Trump beim täglichen Briefing.

Motto: «Selber schuld, wenn ihr Fledermäuse schmaust»; dann starrte er auf Italien, immer noch zweifelnd, nun ja, man kennt sie, die Italiener, immer etwas theatralisch und unorganisiert. Bis die schlimmen Bilder bei uns ankommen, und wenig später die Viren selber. Die Regierungen reagieren erst zögerlich, chaotisch, irrlichternd. Inzwischen sind ganze Volkswirtschaften lahmgelegt. Niemand weiss, mit welchen Folgen.

Impfstoffen und Behandlungsmethoden

Und Trump? Er hat ganze Unternehmensbereiche auf Kriegsmodus getrimmt. Die Autoindustrie produziert Ventilatoren als Ersatz für die fehlenden Beatmungsgeräte. Wirtschaftsprogramme werden aufgegelist, Mieter und Kranke sozial abgesichert. Forscher und Pharmaunternehmen arbeiten fieberhaft an Impfstoffen und Behandlungsmethoden. Derweil spricht Trump in seinen Briefings unverdrossen vom «chinesischen Virus».

Am 21. März fordert die Medienkolumnistin der *Washington Post* sämtliche Medienhäuser auf, die «gefährlichen» Briefings nicht mehr live zu übertragen. Beobachter sehen in diesem

Aufruf allerdings eher den Versuch, die steigenden Popularitätswerte des Präsidenten zu stoppen. Kurz zuvor waren die Ergebnisse einer Umfrage von ABC bekanntgeworden, in der sich 55 Prozent zustimmend zu Trumps Vorgehen gegen das Coronavirus äusserten – in der Vorwoche waren es noch 43 Prozent gewesen. Der Präsident kontert die Vorwürfe lakonisch: Als er für Chinesen ein Einreiseverbot erlassen habe, hätten ihn Joe Biden und die Demokraten als «fremdenfeindlich» und als «rassistisch» bezeichnet.

Was seine politischen Gegner verdrängt haben: Donald Trump hat die Wahlen 2016 wesentlich deswegen gewonnen, weil er die unfaire Handelspolitik Chinas brandmarkte, die amerikanische Industriejobs zerstört habe. Er drohte Strafzölle an und führte sie auch tatsächlich ein. Die Corona-Krise scheint nun seine Agenda «America first» auf brutale Weise zu bestätigen. Gegen eine fast geschlossene Medien- und Meinungsallianz verfolgte Trump die Rückkehr zum starken und souveränen Nationalstaat mit gesicherten Grenzen. Parallel dazu trieb er die Reindustrialisierung der amerikanischen Wirtschaft voran: Mehr Jobs im eigenen Land hiesse auch weniger Abhängigkeit vom Ausland, wie wir gerade schmerzhaft erfahren.

Vom Handelsstreit über den Virenkrieg zum offenen Kampf der Systeme. Nun zeigt sich, ob auch ein Trump diese Pandemie bewältigen kann und nicht nur China mit den autoritären Methoden eines allmächtigen Staates. Auch beim Wettlauf um wirksame Gegenmittel wird sich zeigen, ob unternehmerische

und wissenschaftliche Freiheit sich als innovativer erweisen als der Dirigismus von oben, der alle verfügbaren Mittel und Menschen in ein Projekt stecken kann.

Wunsch nach einem souveränen Staat

Was in dieser Extremsituation endgültig aufbricht: Die Feinde einer «offenen Gesellschaft» sind nicht nur in Regimes wie China zu verorten, das aus Sorge um sein Image die Fakten über das Coronavirus zu unterdrücken versuchte. Medien, die nun Trump in eine rassistische Ecke drängen, weil er den Urheber dieser weltweiten Pandemie beim Namen nennt, sind ebenso Feinde unseres freiheitlichen Systems. Eine «offene Gesellschaft» muss nicht zwangsläufig offene Grenzen für alle bedeuten. Der Wunsch nach einem souveränen Staat ist nicht einfach als «nationalistischer Egoismus» abzutun. Es ist eine hehre Aufgabe der Politik, sich zuallererst um das Wohlergehen der eigenen Bevölkerung zu kümmern.

In einem seiner Briefings versprach Trump, Amerika werde triumphieren und «stärker, besser, grösser» sein als je zuvor. Die Alternative dazu wäre das System China.

«Die Pandemie zerfetzt die Davos-Partei»

Von Urs Gehrig — Steve Bannon gilt als der Prophet der Antiglobalisierung. Er schwörte Donald Trump auf «ökonomischen Nationalismus» und gegen China ein. Selbst wenn das Schlimmste in ein paar Monaten überstanden sei, werde die Corona-Pandemie «eine tiefe Narbe auf der Welt» hinterlassen.

Sie sind bekannt als vehementer Kritiker des sogenannten *Davos man* und der Globalisierung der Weltwirtschaft und -politik. Sehen Sie in der aktuellen Krise den Zusammenbruch jener Weltordnung, die Sie seit Jahren verurteilen?

Die Kommunistische Partei Chinas (KPCh) steht unter Beschuss. Sie hatte die internationale Ordnung im Grunde für ihren eigenen Gebrauch zweckentfremdet, durch die moderne Seidenstrasse «One Belt, One Road», durch «Made in China 2025», den strategischen Plan, mit dem China zum Produzenten hochwertiger Produkte und Dienstleistungen aufsteigen soll, und durch Huawei. Diese drei konvergieren und machen China zur dominierenden wirtschaftlichen Hegemonie des 21. Jahrhunderts.

Was ändert die Corona-Pandemie daran?

Die KPCh hat Informationen über das Coronavirus bis Mitte Januar unterdrückt. Wir haben also zwei Monate seit dem ersten Auftauchen verloren, in denen man diese Pandemie hätte verhindern können. Eine Studie der Universität Southampton zeigt, dass 95 Prozent der Zerstörung der Wirtschafts- und Finanzkapitalmärkte und auch die dramatische Todesrate hätten aufgehalten werden können, wenn die KPCh drei Wochen früher strenge Massnahmen ergriffen hätte. Die Kommunistische Partei ist zu hundert Prozent dafür verantwortlich, dass sich das Virus derart ausbreiten konnte.

Über Nacht sind überall Nationalstaaten wieder zum primären Referenzpunkt der Menschen geworden. Wie sieht die Zukunft der EU aus?

Wir sehen den Zusammenbruch der Europäischen Union. Die EU und alles, was für offene Grenzen steht, vermögen diese Krise nicht aufzuhalten. Europa steht buchstäblich in Flammen deswegen. Mein Herz leidet mit den Europäern, mit dem italienischen Volk. Ich glaube, dass Italien als Land zusammenbrechen wird. Das Bankensystem, das medizinische System. Ich glaube, dass damit auch die Regierung zusammenbricht. Die Italiener werden grosse kulturelle und soziale Probleme bekommen.

Was war in Europa der grösste Fehler der letzten Wochen? Das Versäumnis, die Grenzen rasch zu schliessen?



«China ist kein Freund Europas»: Bannon.

Dieses Versäumnis hat geschadet. Die EU ist offenbar nicht da, um den Ländern zu helfen, wenn sie es am nötigsten haben. Das zeigt den Menschen, dass die EU nach dieser Krise nicht mehr so existieren wird, wie sie vorher existierte. Jede Nation hat das erkannt, auch diejenigen, die zu den grossen Unterstützern der Europäischen Union zählten. Am Ende dieser Pandemie, selbst wenn sie in den nächsten drei, vier oder fünf Monaten überwunden werden kann, gibt es zehn bis zwanzig Jahre Gemetzel (*carnage*), die wir mit schwerer Arbeit überwinden müssen. Einen wirtschaftlichen und finanziellen Aderlass, einen Aderlass im Gesundheitssystem. Dies wird eine tiefe Narbe auf der Welt hinterlassen.

Als Chefstrategie des Präsidenten haben Sie Donald Trump auf einen «wirtschaftlichen Nationalismus» eingeschworen und wurden massiv dafür kritisiert. Denken Sie, dass nun ein Zeitalter anbricht, in dem die Nationen wieder die wichtigste Rolle spielen werden?

Der Nationalstaat ist die Grundeinheit der Regierungsführung, um dem Bürger den besten Schutz und die meisten Rechte zu geben und die meisten Pflichten einzufordern. Darauf müssen wir also zurückkommen. Wir sprechen nicht von Staaten, die

sich gegenseitig bekriegen, sondern von Staaten, die sich um ihre Bürger kümmern. Das Globalisierungsprojekt ist vorbei. Diese Pandemie zerfetzt eine «Davos-Partei», die sich der Komplizenschaft mit der chinesischen Kommunistischen Partei schuldig gemacht hat und die diese Pandemie zu verantworten hat.

Was heisst das nun konkret? Sollten wir die Produktionsstätten möglichst umfangreich wieder in unsere Nationalstaaten zurückbringen?

Das ist von Land zu Land verschieden, aber ich denke, man muss auf jeden Fall das zurückbringen, was die Gesundheit der nationalen Sicherheit gewährleistet. Die Regierungen waren zu leichtsinnig. Sie glaubten, Staaten seien primär für die Unternehmer der globalen Wirtschaft da, und nicht für ihre Bürger.

Was muss jetzt oder unmittelbar nach der Krise geschehen?

Zunächst einmal sollte China sofort von der Welt abgeschnitten werden.

1,4 Milliarden Menschen sollen von der Welt abgeschnitten werden?

Ich lege grossen Wert darauf, dass wir hier unterscheiden. Das chinesische Volk gehört zu den anständigsten, am härtesten arbeitenden Menschen der Welt. Hier geht es um die Kommunistische Partei Chinas. Meiner Meinung nach muss die KPCh vor der Uno zur Rechenschaft gezogen werden, alle ihre Finanzen müssen von der City of London und der Wall Street sowie der Schweiz abgeschnitten werden. Alle Bankkonten der Exekutivorgane und der Personen der KPCh sollten eingefroren werden.

Was versprechen Sie sich davon?

Die Kommunistische Partei Chinas ist kein Freund der europäischen Länder. Sie will deren Herr sein. Wenn ihr Freiheit und wirtschaftliche Möglichkeiten für euer Volk wollt, dann müsst ihr euch gegen die KPCh stellen.

Steve Bannon, 66, war Chefstrategie unter Präsident Donald Trump und sendet seit Monaten die tägliche Radioshow «War Room». <https://pandemic.warroom.org/>

Das ausführliche englische Interview auf www.weltwoche.ch/International

Niederlage für die Freiheit?

Von Rainer Hank — Es ist beunruhigend, wie ruhig und in der Haltung sanfter Depressivität das Programm gesellschaftlicher Vereinzelung hingenommen wird.

Wenn die Öffentlichkeit verschwindet, bleiben der Staat und das Ich übrig. Dazwischen ist Stille und Leere. In diesen Tagen des weltweiten Corona-Ausnahmestands wird deutlich, dass Freiheit kein abstraktes Prinzip ist, sondern konkret wird in der bürgerlichen Öffentlichkeit. Die Gesellschaft lebt seit den griechischen Stadtstaaten auf der Agora, dem Markt- und Versammlungsplatz, dort, wo freie Bürger über die sie betreffenden Angelegenheiten palavern und entscheiden. Die Entwicklungsgeschichte der europäischen Öffentlichkeitsidee ist mit dem gesellschaftlichen Aufstieg des Bürgertums verbunden. Der Bürger lebt seine Freiheit im öffentlichen Raum. Demokratie und Märkte brauchen den freien Himmel über sich. Als soziale Wesen sind Menschen öffentliche Wesen: Sie gehen in Cafés, ins Theater, zu Pop-Konzerten und in die Fussballstadion.

Zustand der Asozialität

In der Logik des maximalen Infektionsschutzes ist auf dem europäischen Kontinent derzeit die allgemeine Öffentlichkeit nur noch virtuell und digital existent. Zu widerhandlungen werden moralisch und strafrechtlich geahndet. Seine Legitimation erhält der Ausnahmezustand durch die Expertise der Virologen und Epidemiologen, die derzeit der Politik das Drehbuch ihres Handelns schreiben. Alternativlos bei einer Pandemie ist die Pflicht staatlicher Institutionen, ihre Bürger zu schützen.

Die Öffentlichkeit abzuschalten, ist indessen nicht alternativlos. Dafür genügt ein Blick nach Korea, Hongkong oder Taiwan, wo man ganz anders auf die Krise reagiert. Verpflichtende Tests in grossem Stil sorgen dafür, Risikogruppen und mögliche Kontaktpersonen streng zu isolieren. Der Lohn für dieses von Europa abweichende Design ist erheblich: Das öffentliche Leben kann – gewiss mit Einschränkungen – weitergehen. Ausgangssperren, Verbot der Versammlungsfreiheit und staatlich angeordnete soziale Vereinzelung werden vermieden.

Das demokratische Asien vermeidet Geisterstädte und die Schliessung der bürgerlichen

Öffentlichkeit. Doch auch die asiatische Alternative hat einen hohen Preis: Strengste digitale Überwachung ist nötig, um jene, die sich infiziert haben, auf der Stelle zu isolieren und ihre sozialen Kontakte als mögliche Übertragungswege in Erfahrung zu bringen. Es gleicht der Wahl zwischen Pest und Cholera: soziale Totalisolation bei Vermeidung individueller Überwachung (Europa, USA) oder individuelle Totalüberwachung unter Aufrechterhaltung



Logik des maximalen Infektionsschutzes.

einer gesellschaftlich und wirtschaftlich aktiven Öffentlichkeit (Asien). Beide Male hat die Freiheit am Ende das Nachsehen.

Es ist beunruhigend, wie ruhig und in der Haltung sanfter Depressivität das Programm gesellschaftlicher Vereinzelung hingenommen wird. Das könnte man leichter als Haltung einer solidarischen Massnahmenakzeptanz im Ausnahmezustand tolerieren, müsste man nicht befürchten, dahinter verberge sich auch die unausgesprochene Überzeugung, der Zweck heilige die Mittel, zumindest dann, wenn der Staat diese anordnet. Alles hängt jetzt daran, dass der gegenwärtige Zustand der Asozialität so bald wie möglich gelockert

und dann beendet wird. Das ist nicht nur aus philosophisch-liberaler Sicht, sondern auch aus epidemiologischer und ökonomischer Sicht nötig: Solange es an Impfstoffen fehlt, wird die Krise nur durch den «geregelten» Aufbau einer «Herdenimmunität» überwunden werden können, also durch die Ansteckung und Immunisierung all jener jüngeren und stabileren Teile einer Gesellschaft. Man kann die Welt nicht dauerhaft abschalten.

«Under the skin»-Überwachung

Die schwerwiegendsten Bedrohungen der Corona-Pandemie für die Freiheit sind indes ihre langfristigen Folgen. Zu fürchten ist ein Gewöhnungseffekt, der von den Einschränkungen der öffentlichen Freiheit ausgeht. Das Versprechen stabilerer Volksgesundheit im Tausch gegen die Aufgabe bestimmter Freiheitsrechte der Selbstbestimmung könnte für viele Menschen verführerisch sein. Schon vor der Corona-Erfahrung nannten 51 Prozent einer Befragungsgruppe die «Gesundheit» als wichtigstes Gut für ihr persönliches Glück. Die «Freiheit» rangierte mit 15 Prozent weit abgeschlagen.

Die Chancen präventiver digitaler Überwachung in Zeiten von Big Data üben auf viele grossen Charme aus. Der israelische Historiker Yuval Harari sieht einen Übergang der Datenüberwachung von «over the skin» zu «under the skin». Wer heute mit dem Finger sein Smartphone berührt, hinterlässt Informationen darüber, wo er sich befindet, welche Internetseiten er besucht und mit wem er kommuniziert («over the skin»). Ein Leichtes ist es, zugleich über die Berührung des Smartphones seine Körpertemperatur und weitere biometrische Daten seiner physiologischen Konstitution zu erfassen und auszuwerten. Epidemien würden erkannt, lokalisiert und isoliert – noch bevor die Betroffenen sich ihrer bewusst sind. Autoritäre Regimes wie China machen sich diese Überwachungsformen heute schon zunutze. Es wäre dramatisch, wenn Corona auch in liberalen Demokratien die Schwelle der Zustimmung senken würde. Es wäre eine weitere Niederlage für die Freiheit.

Rainer Hank ist Publizist und Kolumnist der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung («Hanks Welt»). Er lebt in Frankfurt am Main.

Wenn Bundesräte Löhne zahlen

Von Christoph Mörgeli

Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga wandte sich letzte Woche mit einem «offenen Brief» an uns Mitbürgerinnen und Mitbürger. Die Sozialdemokratin schrieb wie folgt: «Wir kümmern uns um Betriebe und Arbeitsplätze. Der Bundesrat hilft Unternehmen, Angestellten und Freischaffenden, die um ihre Existenz kämpfen. Er sorgt dafür, dass Löhne bezahlt werden können und Firmen Kredite erhalten. Mehr als 40 Milliarden Franken stehen ab sofort zur Verfügung, rasch und unbürokratisch.»

Man bekommt Ohrenscherzen ob solch landesmütterlicher Fanfarentöne. Nicht nur wegen deren Lautstärke, sondern weil sie so scherbeln. Die gefährlichsten Unwahrheiten in CORONA-Zeiten sind bundesrätlich entstellte Wahrheiten. Dass sich der Bundesrat um Betriebe und Arbeitsplätze kümmere, ist falsch. In Wirklichkeit hat der Bundesrat mit seinen Massnahmen erst einmal viele Betriebe geschlossen und Arbeitsplätze gefährdet – wenn auch angesichts der Corona-Gefahr mit guten Gründen. Dass der Bundesrat Unternehmen, Angestellten und Freischaffenden mit 40 Milliarden helfe, dass er für die Bezahlung der Löhne und Kredite Sorge, ist erst recht falsch.

Tatsächlich zahlt der Bundesrat nichts von alledem, die Steuerzahler aber alles. Und zwar vor allem die tüchtigsten Unternehmen, die wohlhabendsten Erben, die meistgeschröpften Fiskalpflichtigen. Simonetta Sommaruga hat kein Recht, von einem «wir» zu sprechen. Hat sie doch soeben durch den Kauf eines 3,5-Millionen-Hauses für ihre persönliche Steueroptimierung gesorgt. So ungern man es hören mag: Die Corona-Solidarität tragen vor allem die vielgescholtenen Reichen.

Ihnen müsste die SP-Bundespräsidentin jetzt danken. Und zudem allen bürgerlichen Wählern und Politikern, die sich gegen die Linkspolitik gestemmt haben. Denn sie haben in den letzten Jahren dafür gesorgt, dass es gegenwärtig in der Seuchenkrise überhaupt noch etwas zu verteilen gibt. Wäre es nach den Linken gegangen, hätten Bund und Kantone den letzten Franken längst verjubelt. Dann gäbe es keine Schuldenbremse mehr, dank der die Steuerzahler – nicht die Bundesräte – jetzt imstande sind, Dutzende von Milliarden für die darbenende Wirtschaft bereitzustellen. Der amerikanische Gründervater Thomas Jefferson sagte es so: «Nur die Lüge braucht die Stütze der Staatsgewalt. Die Wahrheit steht von alleine aufrecht.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Wasserpistole und SVP-Giftpillen

Von Peter Bodenmann — Die SVP-Bundesräte treiben die kleinen und mittleren Unternehmen in die Überschuldung.



Wer findet das goldene Osterei? SVP-Bundesräte Parmelin (l.), Maurer.

Coronavirus kilt Kampfflieger — Während langer 25 Jahre war die SVP für die Armee zuständig. Die Armee hat keine nennenswerten Bestände an Schutzmasken und Schutzanzügen an Lager. Die beste Armee der Welt besitzt nur 200 Beatmungsgeräte. Die Schweizerinnen und Schweizer wollen keine neuen Kampfflieger, sondern Schutzmasken. Ein warmer Frühlingsregen für die GSoA.

Eric Scheidegger, ade — Guy Parmelin war ein Waadtländer Scheinwinzer. Die Arbeit machten die Verwandten. Ueli Maurer war ein Bauernsekretär. Eric Scheidegger hätte die beiden wirtschaftspolitischen Nichtschwimmer auf die grösste Krise seit dem Zweiten Weltkrieg vorbereiten müssen. Stattdessen liess er sie auf neoliberalen Bananen ausrutschen. Eigentümer 1: Der Bundesrat stellt 10 Milliarden Franken zur Verfügung. Eine fette Lüge, 8 Milliarden Franken stammen aus der Arbeitslosenkasse. Eigentümer 2: Die Liquiditätsspritzen müssen zu 100 Prozent zurückbezahlt werden. Die Investmentbank Morgan Stanley geht von einem Einbruch des Bruttoinlandsproduktes von 30 Prozent und 12,8 Prozent Arbeitslosen in den USA aus. Scheidegger ist nicht mehr tragbar.

Liquiditätsspritzen wird man nicht zurückzahlen müssen — Die gierigen Boni-Banker diktierten Parmelin das Drehbuch: Der Bund haftet für 85 bis 100 Prozent der Darlehen. Die Hausbank zahlt ihren Kunden das Geld aus

und kassiert für was auch immer 1,7 Prozent Marge. Die Negativzinsen fallen weg, und wo nötig, hilft die Nationalbank mit Helikoptergeld den Boni-Bankern zusätzlich. Die Tafferen werden ihre Unternehmen in Konkurs gehen lassen. Und dann die betriebsnotwendigen Anlageteile mit einer neuen AG aus dem Konkurs herauskaufen. Dies zu Schnäppchenpreisen. Andere schlucken vorerst die süssen Giftpillen der Krisen-Doktoren Parmelin und Maurer. Um dann später das Gleiche zu machen. Dann folgt wegen Verlusten auf den übrigen Kreditpositionen der grosse Banken-Crash. Wie lange dauert es, bis die Boni-Banker das begreifen?

Das ganze kostet absehbar 200 Milliarden Franken — Nach Morgan Stanley. Den Gang der Krise bestimmen die Kapazitäten der Spitäler. Wenn es freie Kapazitäten hat, wird die Handbremse gelockert. Dann steigen die Fallzahlen wieder. Und die Handbremse wird erneut angezogen. Dieser Jo-Jo-Spuk wird erst vorbei sein, wenn ein Impfstoff in genügenden Mengen auf dem Markt verfügbar sein wird. Das kann zwölf Monate dauern. Das wird uns 200 Milliarden kosten. Kein Problem, denn die Nationalbank sitzt auf einem Staatsschatz von 750 Milliarden. Gretchenfrage darum: Wer findet als Erster dieses goldene Osterei?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Das Virus des Zeitungslesens

Von Kurt W. Zimmermann — Warum waren viele Leute bei Corona so unvorsichtig? Sie waren Zeitungsleser.

So laut gelacht hatten unsere Journalisten schon lange nicht mehr. Sie lachten über Armeechef André Blattmann.

Es war im April 2014. Blattmann hatte in einem Interview den Schweizern empfohlen, einen Notvorrat anzulegen.

«Die Katastrophe als Hobby», witzelte der *Tages-Anzeiger*. «Der Angstmacher vom Dienst», amüsierte sich der *Blick*. «Sie sind ein Lustiger», verspottete ihn die *Schweizer Illustrierte*.

Und natürlich öffneten die Redaktionen lustvoll ihre Spalten für linke Politiker, die in ihren Hohn einstimmten. «Jetzt ist der Armeechef übergeschnappt», zitierte *20 Minuten* den SP-Nationalrat Cédric Wermuth. «Lagert Blattmann auch Knoblauch gegen Vampire?» zitierte der *Blick* den SP-Nationalrat Fabian Molina.

Wir sind damit bei einem Paradoxon der neueren Mediengeschichte. Einerseits bombardieren die Journalisten ihr Publikum unablässig mit immer neuen Apokalypsen und Weltkatastrophen. Andererseits machen sie sich über Verantwortliche wie einen Armeechef lustig, die mögliche Bedrohungslagen ernst nehmen.

Diese spezielle Ausgangslage, um kurz vorzugreifen, hat stark dazu beigetragen, dass viele Schweizer eine liederliche Corona-Disziplin an den Tag legten. Sie glaubten nicht an die Risiken. Es rächte sich nun, dass die Medien die Welt seit Jahrzehnten permanent in den Weltuntergang geschrieben hatten.

In den letzten vierzig Jahren hat die Menschheit mindestens ein Dutzend von den Medien produzierte Massensterben überlebt. Es begann 1980 mit dem Zerrbild des Waldsterbens. «Erst stirbt der Wald, dann stirbt der Mensch», hiess die apokalyptische Losung auf den Redaktionen.

In der Folge starb der Mensch dann an Schweinegrippe, Stickoxiden, Rinderwahn, Ebola, Ozonloch, Aids, UV-Strahlung, Listerien, Vogelgrippe, Feinstaub und Sars-Virus.

Zuletzt starb der Mensch auch noch an der Klimaerwärmung. Die Bedrohungslage war wie vierzig Jahre zuvor beim Waldsterben, nur formulierte diesmal Greta Thunberg die fast identische apokalyptische Losung zuhanden der Redaktionen: «Unsere Ökosysteme brechen zusammen, ein Massensterben beginnt.»

Der Grund der Panik-Spirale liegt im verschärften Kampf in der Aufmerksamkeitsökonomie, seit zwanzig Jahren angeheizt durch das Internet. Die Aufmerksamkeit der Konsumenten ist das höchste Ziel der Medien. Nur



Déjà vu: Armeechef Blattmann.

über Leser- und Zuschauerzahlen und über Online-Klicks lässt sich das publizistische Angebot refinanzieren. Das führt fast zwingend zur Eskalation des Alarm-Journalismus.

Die Menschheit überlebte das Dutzend an Untergängen ziemlich unbeschadet. Die Medien überlebten es weniger gut. Mit ihrem Hang zur hyperbolischen Dramatik manövierten sie sich beim Publikum in eine Vertrauenskrise.

Gut zu beobachten war dieser Effekt, als in den Medien die ersten bedrohlichen News zum Coronavirus auftauchten. Ein Déjà-vu, dachte sich das Publikum. In den Leserbriefen und Leserkommentaren tauchte nun regelmässig dieselbe Einschätzung zur Rolle der Journalisten auf. Sie hiess «Panikmache».

Als Corona sich dann zum Notstand anwuchs, erregten sich die Journalisten enorm über die Risikogruppe der älteren Mitbürger, die partout den Ernst der Lage nicht erkennen wollte. Stattdessen versammelten sich die rentner Rentner in Gruppen auf öffentlichem Grund und zogen, statt in der Stube zu bleiben, unbeschwert durch die Lebensmittel-läden.

«Coronavirus: Warum gehen Rentner trotzdem auf die Strasse?» lautete die Schlagzeile des *Blick*. Wir können die Frage gerne beantworten: Die haben in ihrem Leben zu viel Zeitung gelesen.

Made in China

Von Henryk M. Broder —

Alles muss importiert werden.

Seit zwei Wochen swache ich jeden Morgen müde auf, als hätte ich die Nacht sitzend in einem Zug verbracht. Nichts Ungewöhnliches in diesen Tagen; Freunden und Kollegen, die ins



Home-Office verbannt wurden, geht es genauso. Ich greife zum Laptop, der neben mir liegt, schalte ihn ein und hoffe, eine Meldung zu finden, auf die wir alle warten: «Regierungssprecher Steffen Seibert hat das Ende der Katastrophenübung <Corona> bekanntgegeben. Im Namen der Kanzlerin und des ganzen Kabinetts dankte er allen Bürgerinnen und Bürgern, dass sie mitgemacht und dabei Disziplin, Gemeinsinn, Mass und Mitte bewiesen haben. Die Regierung werde die Ergebnisse der Übung in Ruhe auswerten, um für den Fall einer echten Katastrophe gewappnet zu sein. Alle Auflagen und Einschränkungen der Bewegungsfreiheit sind mit sofortiger Wirkung aufgehoben.»

Aber ich kann diese Meldung nirgendwo finden, weder bei der *Bild* noch auf der Seite der *Welt*, nicht einmal auf T-Online. Stattdessen lese ich, die Zahl der bestätigten Corona-Fälle in Deutschland sei auf 27 436 gestiegen, die Zahl der Toten auf 114. Eine interaktive Grafik für alle 294 Landkreise und 107 kreisfreien Städte der Bundesrepublik zeigt, wo es die meisten Erkrankten und Toten gibt, in absoluten und in relativen Zahlen.

Ganz weit oben steht der Kreis Heinsberg im westlichen Nordrhein-Westfalen, wo das Virus zuerst zugeschlagen hat. Angesichts von über 1000 Infizierten und 22 Toten wusste sich der zuständige Landrat nicht anders zu helfen, als einen offenen Brief an den chinesischen Staats- und Parteichef zu schreiben und ihm die Lage zu schildern. Die in den Krankenhäusern verfügbaren Masken und Schutzkittel würden nur noch wenige Tage reichen. Stunden später rief der chinesische Generalkonsul in Heinsberg an. «Wir haben uns nett unterhalten, er hat seine Hilfe angeboten», berichtete der Landrat.

So weit sind wir inzwischen in der deutschen Bundesrepublik, einem der reichsten Länder der Welt, das sich aus der Atomtechnologie verabschiedet hat und auch sonst Rückschritt als Fortschritt predigt. Inzwischen ist fast alles *made in China*. Wir kriegen nicht einmal eine eigene Epidemie hin. Und das, was dagegen helfen soll, muss auch importiert werden.



Thiel

Kafka

Von Andreas Thiel

Richter: Sie sind wegen Einbruchs und versuchten Mordes angeklagt!

Rentner: Ich bin in das Pflegeheim eingebrochen, wo meine Frau seit Wochen isoliert war, um ihr Gesellschaft zu leisten.

Richter: Sie sehen aber ein, dass Sie damit das Leben Ihrer Frau gefährdet haben?

Rentner: Ich bin froh, dass ich sie noch einmal gesehen habe, denn sie ist noch während meiner Untersuchungshaft gestorben.

Richter: An der Grippe?

Rentner: An Einsamkeit.

Richter: Trotzdem haben Sie sich in einer Not-situation nicht an die Weisungen des Bundesrates gehalten! Das wird mit drei Jahren Freiheitsentzug bestraft. Der Nächste? Aha, es handelt sich um eine junge Frau. Sie werden der mehrfachen versuchten fahrlässigen Tötung bezichtigt.

Mutter: Ich war bloss mit meinen Kindern einkaufen.

Richter: Sie wissen aber, dass das strafbar ist?

Mutter: Was hätte ich tun sollen? Früher, als das erlaubt gewesen wäre, ging ich noch alleine einkaufen, während die Kinder im Schwimmunterricht oder in der Waldspielgruppe waren. Aber das wurde ja alles verboten. Also musste ich doch die Kinder mitnehmen.

Richter: Unglaublich, wie uneinsichtig junge Delinquentinnen heutzutage sind! Und Sie? Sie haben versucht, nicht nur Ihr Heim, sondern auch noch das Land illegal zu verlassen!

Rentnerin: Ich wollte schauen, ob es im Elsass noch Toilettenpapier hat.

Richter: Dafür muss ich Sie bestrafen! Und was ist mit Ihnen? Hier steht, Sie hätten die Vertragsfreiheit zerstört, das Recht auf Bildung abgeschafft und alle Bürger ihrer Freiheit beraubt. So etwas habe ich ja noch nie gehört. Da müssten Sie ja Diktatorin gewesen sein.

Sommaruga: Ich war Bundesrätin.

Richter: Hier steht, Sie seien Verwaltungsrätin bei Zalando.

Sommaruga: Ja, nachdem alles aus dem Ruder gelaufen war, hat mir Zalando diesen Posten angeboten.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Leserbriefe

«Ich sehe klar Parallelen zur Anweisung des Kapitäns auf der <Titanic.> Heinz Wobmann

Kafkaeske Züge

Nr. 12 – Zur Berichterstattung über das Coronavirus

Um den Menschen die Angst zu nehmen, wäre es wichtig, auch die Anzahl der Geheilten zu veröffentlichen. *Roman Solinger, Zufikon*

Ein kleines «Viech» stellt die Welt-Hackordnung auf den Kopf. So was von absurd. Ich sehe klar Parallelen zur Anweisung des Kapitäns auf der «Titanic». Zuerst mit Vollgas durch äusserst gefährliche Gewässer (was gleichzusetzen wäre mit dem Verhalten der Notenbanken: auf Teufel komm raus und ums Verrecken die Wirtschaft zum Laufen bringen mit Niedrig-beziehungswise Negativzinsen und obendrauf mit schier endlosen Aufkäufen von Staatspapieren [Monsieur Draghi lässt grüssen]). Und nun dieser kopflose, waghalsige Befehl zum «full stop» (der Kapitän befahl, die Maschinen zu stoppen und den Rückwärtsgang einzulegen, damit die «Titanic» wenn möglich den Eisberg nicht touchieren würde, was dann aber trotzdem geschah, mit den allseits bekannten Folgen). Wer volkswirtschaftlich nur einigermaßen eine leise Ahnung hat, dem sollte das oben Gesagte einleuchten, wobei ich mir gleichzeitig verbitte, meinen Vergleich als billigen Populismus abzustrafen. Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass sich dieses Virus so ziemlich überall verbreitet hat und es eine Frage der Zeit ist, bis der Grossteil der Bevölkerung Antikörper gebildet hat. Eine Aufrechterhaltung dieser hysterischen Massnahmen über mehrere Monate würde ich als katastrophalen Niedergang unserer Volkswirtschaft mit weiteren verheerenden Folgen betrachten.

Heinz Wobmann, Magden

Wir leben in einer Gesellschaft, die verlernt hat, mit dem Tod umzugehen. Oder, wie mein Vater sagte, die Menschen haben das Gottvertrauen verloren. Das Leben an sich ist Risiko; wir müssen lernen, das wieder zu verstehen, sonst wird eine weltweite Hysterie ausbrechen – oder ist schon ausgebrochen.

Esther Moser, Basel

Das Leben, nicht nur hier in Deutschland, mit dem «neuartigen» Coronavirus nimmt doch sehr kafkaeske Züge an, und das macht mir grosse Angst. Ein – vielleicht eher doch – harmloses Virus wurde weltweit riesengross, zum Monstervirus aufgeblasen, als megagefährlich eingestuft; und jetzt haben wir den «Corona-Salat». Das öffentliche Leben



«Ihre andere Sicht ist realistischer.»

wurde und wird weltweit immer mehr abgeschafft, mit Ausnahme der Kommunalwahlen hier in Bayern. Es gibt kein Augenmass mehr, stattdessen nur willkürliche Aktionen, und jeder gehorcht ganz widerspruchslos und brav und macht einfach nur noch auf «Liebkindsein». Haben wirklich alle Volksvertreter den «globalen» Verhältnismässigkeitsfaden verloren?

Riggi Schwarz, Büchenbach (D)

Die Schweiz ist in der privilegierten Lage, dass die ganze Welt in den Schweizer Franken anlegen will und somit diesen, zu unseren Ungunsten, in die Höhe treibt. Also nutzen wir doch die Gelegenheit und emittieren Helikoptergeld für die notleidende Corona-Realwirtschaft, und hebt den uns alle schädigenden Negativzinsmodus und Deviseninterventionen sofort auf. Also ganz nach dem Motto: «Switzerland first».

Heinrich O. Matthias, per E-Mail

Als «altgedienter» Abonnent fühle ich mich bei der Lektüre der letzten Ausgabe wie erschlagen. Während vor allem junge Menschen bis zur Erschöpfung arbeiten, ätzen in dieser Ausgabe alte Säcke (*excusez l'expression*, aber als Jahrgang 1952 darf ich das sagen) und die wissen selbstverständlich alles besser. Ich erinnere gerade meine Generation an Guisans Rütli-Rapport und Schillers Wilhelm Tell: «Sid einig-einig-einig»! Ist das denn so schwierig, *gottfriedstutz*?

Roland Lörtscher, Sumiswald

Professor Beda M. Stadler hat schon recht: Man müsste selektiv die Risikogruppe schützen, während darum herum die Durchseuchung der restlichen Bevölkerung stattfände. Von der immunisierten Bevölkerungsgruppe würde danach keine Gefahr mehr ausgehen für die Risikogruppe. Leider ist dieser Ansatz praktisch kaum umzusetzen. Wir haben einfach nicht die geeignete Infrastruktur dafür. Die meisten Menschen in der Risikogruppe müssen weiterhin Lebensmittelläden aufsuchen und sich dabei jedes Mal für eine nicht vernachlässigbare Zeitdauer mit Dutzenden von andern Menschen im gleichen geschlossenen Raum aufhalten und mit unzähligen Gegenständen in Berührung kommen, welche schon von Horden anderer Menschen angefasst wurden.

Auf Online-Shopping auszuweichen, ist eine Unmöglichkeit. Unsere grossen Verteiler sind hoffnungslos überlastet. Der Apothekenbesuch ist ähnlich problematisch. In unserer globalisierten Welt sind auch oft Nachkommen nicht verfügbar, welche Besorgungen für die gefährdeten älteren Leute übernehmen könnten. Eine Organisation von Freiwilligen oder bezahlten Helfern aufzubauen, welche Heimlieferungen für alle Gefährdeten durchführten, wäre vielleicht möglich, aber wohl nicht innerhalb von zwei oder drei Wochen. Die meisten Menschen leben in einem Miethaus. Wenn die Ansteckungswelle grassierte unter den Mietern, dann gäbe es wohl kein Entkommen für einen gefährdeten Mitbewohner. *Richard Voellmy, per E-Mail*

Jeder Staat braucht Grenzen

Nr. 11 – «Globalisierung am Ende?»; Christoph Blocher über das Coronavirus

Herrn Blocher gebührt ein grosses, herzliches Dankeschön für seinen ausgezeichneten, umfassenden und klar formulierten Artikel über die Globalisierung, die ja leider so oft falsch verstanden wird. Eigentlich gehörte dieser Artikel in jeden Schweizer Haushalt. Jeder Staat braucht zum Schutz der Bürger Grenzen.

Heidi Gut, Thalwil

Nicht auf die falsche Seite

Nr. 11 – «Meuterei in der SVP»; Erik Ebnetter über die Schweizerische Volkspartei

Die einzige Konstante ist bekanntlich die Veränderung! Dabei sollte aber die SVP nicht auf die falsche Seite kippen. *Robert O. Renfer, Raperswil*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Letzthin sah ich in der «Rundschau» den Bericht über die Wien-Reise von Bundespräsidentin Sommaruga. Sie reiste im Nachtzug. Nach eigenen Überlegungen zu den Kosten und zur CO₂-Bilanz dieser Reise bin ich mir angesichts der langen Reisezeit und des nicht eingerechneten Begleittrosses nicht mehr sicher, ob der Zug tatsächlich die bessere Kosten- und Klimabilanz aufweist, als es der Bundesratsjet getan hätte. In der «Rundschau» fehlten dazu jegliche kritische Fragen. Bin ich nun schon ein Wutbürger, wenn ich mich angesichts dieses Beispiels und vieler anderer darüber aufrege, dass bei der SRG offenbar immer nur dann kritisch hinterfragt und genau hingeschaut wird, wenn die Protagonisten bürgerlich sind? *Heinz R., Würenlos*

Frau Sommaruga reiste – demonstrativ am Fernsehen ausgestrahlt – mit dem Nachtzug nach Wien. Selbstverständlich wird dies mit dem Klima begründet. Und man kann sehen, dass die schweizerische Bundespräsidentin ein grosses Vorbild ist: Sie reist mit dem Zug. Das gefällt ihr und anderen. Gut für das

Image! Doch jetzt kämen die entscheidenden Fragen, die hier anscheinend nicht gestellt wurden: Wie ist dies im Vergleich zu anderen möglichen Verkehrsmitteln? Wie steht es mit dem – meist stattlichen – Begleittross? Wie sieht die Rückreise aus? Bundesräte sollen schon unter grosser Beachtung zu Konferenzen mit dem Zug gefahren sein und den Heimweg mit dem bundesrätlichen Flugzeug angetreten haben, das dann extra von Bern aus – etwa in die Niederlande – flog, um die Teilnehmer mit dem Flugzeug zurückzubringen. (Natürlich war bei der Rückkehr kein Fernsehen und kein Journalist dabei!) Weiter stellt sich zu Recht die Frage nach einer vertieften Energie- und CO₂-Bilanz und auch völlig zu Recht jene nach der Kosten- und Zeitbilanz – kurz: nach einer Nutzwert-Analyse.

Dass das Fernsehen solche kritischen Fragen ausklammert, ist meines Erachtens skandalös. Das Fernsehen wäre dazu auch verpflichtet, weil eine ausgewogene Berichterstattung Vorschrift ist. Dass Sie sich darüber aufregen, ist verständlich. Und wenn Sie deswegen von jemandem als Wutbürger bezeichnet werden, kann Ihnen dies eigentlich gleichgültig sein. Sie haben recht, einen Bericht mit nur positiven bürgerlichen Tugenden gibt es am Fernsehen kaum – die Schattenseiten würden aufgezeigt. Das ist auch gut so – aber es sollte auch für die linke Seite gelten.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Mit Bildern
und
Illustrationen



«Wenn es scheppert, steht man zusammen»

Er ist respektiert als «Katastrophen-Franz» und durch zahlreiche Krisen gestählt: Franz Steinegger. Am Urner Familientisch, unweit des Tell-Denkmals, analysiert der Ur-Freisinnige die Lage zu Corona. Ebenfalls dabei: Sohn Benjamin, Physiker. Er berät Spaniens Regierung in der Pandemie.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Während Jahrzehnten war Franz Steinegger eine prägende Figur der Schweizer Politik. Seine Spezialität: Krisen und deren Bewältigung. Er meisterte die grossen Unwetter in Uri 1977 und 1987. Der frühere FDP-Präsident sah die Swissair untergehen und rettete die Expo.02. Katastrophen wurden sein Markenzeichen.

Als ob der Allmächtige Regie führte (oder Darwin), ist heute auch Steineggers Sohn Benjamin mittendrin, wo es brenzlich wird. Der junge Physiker arbeitet in einem Team, das mit Modellrechnungen die spanische Regierung zur Corona-Pandemie berät. Zusammen wären die beiden wohl ein unschlagbares Team.

Wir treffen uns unweit des Denkmals von Nationalheld Wilhelm Tell im Hause Steinegger in Flüelen. Auf dem Tisch steht gegen alle Viren die Plexiglas-Wand der *Weltwoche*, als wir über Katastrophen, aktuelle Gefahren, die Gelassenheit der Bergler, Medien und die Widerstandskraft unseres Landes reden.

Herr Steinegger, Sie sind bekannt als «Katastrophen-Franz» und bewunderter Krisenmanager. Haben wir heute in der Schweiz mit Corona eine Katastrophe?

Franz Steinegger: Wenn Menschenleben gefährdet sind und wenn die Mittel zur Krisenbewältigung überstrapaziert sind, haben wir eine solche Situation. Und: Ja, eine Krankheit, ein Virus, das sich schnell ausbreitet, gehört wohl dazu.

Wie gehen Bergler mit Katastrophen um?

FS: Mit einer gewissen Gelassenheit. Früher sah man darin eine Gottesstrafe und hat nicht reagiert. Meine Erfahrung zeigt, dass man ausserordentliche Ereignisse ruhiger nimmt, dann aber anpackt, sehr engagiert sogar.

Sehen Sie in der Corona-Krise Ähnlichkeiten mit den prekären Unwetterkatastrophen von 1977 und 1987 im Kanton Uri?

FS: Corona ist eine ganz andere Herausforderung. Es geht um Menschenleben, um möglicherweise überforderte Spitäler. Massnahmen müssen ergriffen werden, die das ganze Land betreffen. 1977 und 1987 hatten wir mit Hochwasser zu tun, da war ein beschränkter Kreis betroffen.

Die heutige Situation ist demnach unheimlicher als damals?

FS: Nein. Damals war es mindestens so unheimlich wie heute. Man wusste nichts, alles war ungewiss – das ist auch ein Katastrophenmerkmal. Diese Ungewissheit, wenn man nachts nicht weiss, was passiert, und nur von überall Hilferufe hört. Das legt sich nach zwei Tagen, nachdem man die Lage analysiert hat. So auch bei Corona. Ich habe den Eindruck, dass man diese Ungewissheit aber zu lange mitgeschleikt hat. Ich weiss nicht, ob das nötig war. So wie ich das verstehe, kann man den Verlauf recht genau modellieren.

Ihr Sohn Benjamin doktoriert als Physiker in Tarragona. Sein Spezialgebiet sind Modelle, die die Ausbreitung von Viren zeichnen. Er ist im Team, das die katalanische und die spanische Regierung berät. Und er sitzt hier.

«Nein. Damals war es mindestens so unheimlich. Man wusste nichts, alles war ungewiss.»

Benjamin Steinegger, haben wir die Situation in der Schweiz komplett unterschätzt?

Benjamin Steinegger: Ja. Man kannte den Verlauf. Der ist überall ähnlich: in China, Italien, Südkorea. Man wusste um die Schnelligkeit der Ausbreitung. Man hätte länger testen und tracken sollen, die Einzelfälle verfolgen. Sobald man damit aufhört, bleibt nur noch der Shutdown, ganz oder teilweise.

Wie schlimm ist, was auf uns zukommt?

BS: Sehr schlimm, aber ich glaube, dass wir den Schaden einigermaßen begrenzen werden. Im Vergleich mit Italien sind wir doch etwas früher dran. Die Eindämmungsmassnahmen sind gut. Hätten wir nichts gemacht und dem Virus freien Lauf gelassen, dann müssten wir vielleicht mit über hunderttausend Toten rechnen.

Es gibt aber auch bedeutende Virologen, die sagen, das neue Coronavirus sei gar nicht so gefährlich. Sie sagen, man werde Ende Jahr gar nicht mehr Todesfälle haben als gewöhnlich. Denkbar?

BS: Nein. Aufgrund der fehlenden Immunität würden sich ohne Massnahmen rund sechzig Prozent der Bevölkerung infizieren. Beträgt die Mortalitätsrate rund ein Prozent, ist das ein explosives Gemisch.

Kranke testen und nachverfolgen, sogenanntes Testing und Tracking, wurde offenbar

vernachlässigt. Was muss die Schweiz jetzt tun?

BS: Man könnte beschliessen, dass die Leute gar nicht mehr arbeiten dürfen. Das haben verschiedene Länder gemacht. So können Infektionen noch schneller – zwar nicht auf null – verlangsamt werden: alles abstellen, bis die Lage unter Kontrolle ist. Die Zeit kann man nutzen, um das Testen und Aufspüren wieder hochzufahren. Das wäre ein Weg zurück zur Normalität. Was wir jetzt machen, ist Schadensbegrenzung.

Singapur macht es so, auch Südkorea.

BS: Wir sollten es ihnen nachmachen. Alle Kräfte in Tests und die Rückverfolgung der Fälle stecken. Das scheint mir übrigens jetzt sinnvoller, als alles abzustellen. Interessant ist, dass die hochgemuten Europäer, auch wir Schweizer, elektronisch in der Steinzeit sind, wenn ich das mit den Asiaten vergleiche. Da müssen wir schnell zulegen. Weg von den Papierhaufen der Bundesämter zu schnellen Apps.

Heute werfen gutdokumentierte Personen in Aufsätzen mit Horrorzahlen um sich. Man müsse alles stilllegen.

BS: Wir rechnen nicht mit einer Explosion. Heute verdoppelt sich unsere Anzahl Kranke alle drei Tage. Bis die Massnahmen greifen – idealerweise nächste, vielleicht übernächste Woche –, kann man simpel rechnen: Heute sind 7000 infiziert, bei einer Verdopplungszeit von drei Tagen sind es in sechs Tagen 28000.

Wenn Ihr Vater, «Katastrophen-Franz», die Bekämpfung der Corona-Krise in der Schweiz führen würde und Sie sein engster Berater wären, was rieten Sie ihm?

BS: Kurzfristig würde ich schauen, was die bisherigen Massnahmen gebracht haben. Wenn es nicht reicht, würde ich alles abschalten. Komplet. Ich bin zwar kein Ökonom, aber ich kann mir vorstellen, dass zwei Wochen Stillstand weniger schlimm sind als ein oder zwei oder mehr Monate langes Durchseuchen.

Besser mit dem Hammer drauf als mit der Pinzette justieren.

BS: Ich vermute, das ist effizienter.

Nun sind ja nicht alle gleichermassen betroffen. Das Coronavirus scheint kein Killer zu sein im Sinn, dass eine Erkrankung auch Gesunde umbringt. Aber ältere und bereits



«Wir haben hier schon Krisen gemeistert, als die Eidgenossenschaft noch nicht mal eine Idee war»: Vater und Sohn Steinegger in Altdorf.

vorerkrankte Menschen sind lebensgefährlich bedroht. Warum macht man nicht alles, um diese Risikogruppe zu schützen, anstatt die ganze Wirtschaft an die Wand zu fahren?

BS: Das haben Epidemiologen des Imperial College – mitunter die besten der Welt – modelliert. Sie zeigten, dass ältere Personen isolieren nicht ausreicht. Es hilft, bringt aber zu wenig.

Letzte Woche wurde für über 65-jährige Urner eine Ausgangssperre verordnet, bei nur wenigen Krankheitsfällen. War das falsch? Wie beurteilen Sie das, Franz Steinegger?

FS: Ich bin nicht hundertprozentig überzeugt, wie viel das gebracht hat. Aber es tat nicht weh. Ich konnte zwei Stunden am Tag spazieren, mich hat es eigentlich nicht gestört.

Die Urner sind die ältesten Eidgenossen, bekannt als ausgesprochene Individualisten. Haben sie sich überhaupt dran gehalten? Kann man die zu Hause einsperren?

FS: Klar. Man war dadurch sensibilisiert. Die meisten waren bereit, ihren Beitrag zu leisten. Ausreisser gibt es immer.

In der Zwischenzeit piff der Bundesrat die Urner Regierung zurück. Die kantonale Regierung spurte. Sind Sie enttäuscht?

FS: Nein. Die Urner Regierung verhängte die Sperre. Die ältere Bevölkerung nahm es zur Kenntnis. Man hielt sich mehr oder weniger an den Aufruf. Jetzt steht nur die Urner Re-

«Wir lernen jetzt wieder: Der Nationalstaat, der einzelne Kanton bewältigt die Krise.»

gierung etwas im Regen. Es ist keine grosse Sache. Und auch kein grosses Thema im Kanton. Man hätte sich besser absichern müssen in Bern.

Die Frage aber stellt sich: Ist es im Krisenfall nicht besser, den Kantonen mehr Spielraum zu geben? Braucht es bei Corona mehr Föderalismus oder mehr Zentralismus?

FS: Das ist ein interessanter staatspolitischer Punkt. Wir lernen jetzt wieder: Der Nationalstaat, der einzelne Kanton bewältigt die Krise. Daher will ich auch die Urner Regierung für ihren Alleingang nicht kritisieren. Statt

immer miteinander soll man die Kantone schaffen lassen.

BS: Vor allem, wenn sie – wie mit der Ausgangssperre hier in Uri – mit ihren Massnahmen weitergehen als der Bund.

FS: Der Bund muss erst eingreifen, wenn sie zu wenig machen.

Was ist das wichtigste Führungsprinzip in einer Krisensituation?

FS: Erstens: die Nachrichten- und die Informationsbeschaffung. Sonst kann ich keine Lagebeurteilung machen. Die Verwaltung muss selber aktiv werden. Zweitens: Sofortmassnahmen treffen. Und dann braucht es eine solide, möglichst breite Lagebeurteilung. Dazu können Experten – Epidemiologen, Ärzte, Wirtschaftsvertreter – einen Beitrag leisten. Dann soll man aber klotzen.

Die Schwierigkeit scheint, den Ernst der Lage zu verkünden, ohne in einen Katastrophismus zu verfallen. Naturkatastrophen sind sichtbar, eine Epidemie ist abstrakter.

FS: Das stimmt. Das Coronavirus wurde zuerst lächelnd verfolgt. Mit der Zeit musste man klar kommunizieren, die Lage so, wie sie ist, benennen; nicht verniedlichen und nicht

übertreiben. Beispiel Tracking: Es gibt immer noch Leute, die sagen, man dürfe die Fälle nicht nachverfolgen, wegen des Datenschutzes. Das finde ich, Pardon, *bireweich*. Wir sind in einer Notsituation, da müssen wir nicht über Daten reden.

Sondern über den Schutz der Menschen?

FS: Richtig. Tracking wäre nach wie vor eine Sofortmassnahme.

BS: In Südkorea kann man Fälle auf freiwilliger Basis nachverfolgen. Wenn man die App vom Staat herunterlädt, kann jeder einwilligen, ob der Staat die Bewegungsdaten für die letzten zwei Wochen brauchen darf oder nicht. Ein Infizierter trägt sich ein, alle sehen, wo er in dieser Zeit war. Leute, die im Umkreis von fünfzig Metern zu dieser Person waren, bekommen eine Meldung, ohne den Namen der infizierten Personen zu kennen.

Politiker müssen immer eine Meinung haben, entschlossen wirken, nicht einknicken. Die Gefahr einer Pfadabhängigkeit besteht, man kann und darf nicht mehr umkehren, sondern muss recht haben. Wie entgeht man dieser Falle als Krisenmanager?

FS: Der Exekutivpolitiker muss den Landesvater spielen und sich nicht zu sehr in die Details verhaften. Das ist Sache des Katastrophenstabes. Es gilt, zwischen technischen und landesväterlichen Informationen zu unterscheiden.

Was, wenn Landesväter ihre Entscheidungen korrigieren müssen?

FS: Dann müssen sie korrigieren, ohne Eitelkeit. Unbedingt, sofort. Meine Erfahrung ist: Alle Fehlentscheidungen kommen heraus. Ergo muss ich selber korrigieren. Es hat keinen Wert, etwas zu verheimlichen. Es kommt sowieso heraus.

Welchen Eindruck haben Sie vom Bundesrat?

FS: Keinen schlechten. Seine Auftritte sind vernünftig. Man könnte diskutieren, was man zwei Tage früher hätte machen sollen. Aber die Landesregierung macht einen geschlossenen, intelligenten Eindruck.

Die Regierung verspricht Milliarden, ohne die Legislative überhaupt zu fragen. Kein Stich in Ihr Parlamentarierherz?

FS: Die Milliardenversprechen sind richtig. Bei der Katastrophenhilfe kann man doch nicht auf jeden Franken und Rappen schauen. Am Schluss kann die Schweiz das finanzieren. Punkt. Ich hatte bei meinen Katastrophen zum Glück einen grosszügigen Regierungsrat: «Machen, machen, machen», hiess es, «und danach schauen, wie finanzieren.» Ich würde mich nicht mal auf Beträge festlegen. Wir wissen nicht, was rauskommt. Man soll sich auf die Schäden konzentrieren, sofort Beträge sprechen und danach seriös abklären, wem wie viel zusteht.



«Da kommen Urkräfte heraus»: zu Hause in Flüelen.

Unternehmer sorgen sich vor einer Depression, weil der Bundesrat die Wirtschaft runterfährt. Übertreibt die Schweizer Landesregierung?

FS: Nein. Meine leise Kritik ist eher, dass Massnahmen zu spät eingeleitet und das Tracking und Testing zu früh aufgegeben wurden – wobei aber wahrscheinlich auch die Mittel nicht vorhanden waren.

BS: Hätte der Bundesrat die Massnahmen nicht ergriffen, gäbe es sehr, sehr viel mehr Tote. Und das Gesundheitssystem wäre sofort überlastet.

Was war der rückblickend grösste Fehler? Hätte die Grenzschliessung zu Italien früher kommen müssen?

BS: Aus meiner Sicht: eindeutig. Allerdings: Grenzschliessungen bringen gar nicht so viel, das zeigt eine Vielzahl von Studien. Das Virus kommt sowieso ins Land. Trotzdem. Grenzschliessungen verlangsamten die Ausbreitung, das scheint mir unbestreitbar.

Die Asiaten riegelten schnell ab.

BS: Die Rechnung ist einfach: Je weniger Leute reinkommen, desto einfacher kann man die Träger des Virus erkennen und isolieren.

FS: So einfach ist es nicht. Das Tessin hat viele Grenzgänger, gerade im Gesundheitswesen. Das Gleiche gilt für Genf. Ich habe Verständnis, dass man da nicht gleich den Stacheldraht an der Grenze ausrollt. Das Testen wäre hier ebenfalls ein ganz entscheidendes Instrument gewesen.

Halten wir fest: Die Schweiz hat den Krisenfall unterschätzt, mental waren wir nicht pandemiefähig.

BS: Das ist so, aber kollektiv. Spätestens als es in Italien losging, hätten die Alarmglocken läuten müssen. Man hätte sofort die Mass-

nahmen ergreifen müssen, die wir jetzt haben.

Franz Steinegger, Sie waren Verwaltungsratspräsident der NZZ. Was raten Sie den Medien? Sollen Journalisten den Bundesrat kritisieren? Oder müssen wir uns loyal hinter die Regierung stellen? Kritik kommt später.

FS: Es geht um die Information. Die ist wichtig. Das Visier offen halten. Wenn die Bundesräte keine allzu grossen Böcke schiessen, soll die Kritik konstruktiv und zurückhaltend sein. Ein Fragezeichen mehr, ein Ausrufezeichen weniger: Das schadet sicher nicht.

Konstruktiv statt konfrontativ?

FS: Ja. Wenn man hingegen auf Missstände aufmerksam wird, muss man sie benennen – ob als Headline, ist eine andere Frage. Das ist wichtig. Es ist das einzige Feedback. So weiss der Krisenstab, ob die Massnahmen akzeptiert werden oder ob es andere Meinungen gibt.

Eine weitere Erkenntnis: Hätte der Bundesrat die Risikogruppe der Alten und Kranken nicht dringlicher warnen müssen? Die gefährlichste Linie ist die zwischen Jung und Alt. Da muss man trennen. Die Alten und Kranken schützen. Das Versprechen, die Verantwortung für die Gesundheit aller zu übernehmen, kann nicht eingelöst werden. Eigenverantwortung ist wichtig.

FS: Eindeutig. Bei mir fiel der Zwanziger erst, als mich mein Sohn darauf hingewiesen hat. Er sagte mir: «Los Vater, du bist über siebzig. Wenn du dich jetzt ansteckst und wir in die Situation wie in der Lombardei geraten, dann bekommst du kein Beatmungsgerät. Du würdest abgestellt. Fertig.» Das fuhr ein.

Die Regierung schämt sich, Überforderungen zuzugeben.

BS: Ja. Aber der Schweizer Bürger ist gut informiert, er stimmt ab, wählt, ihm kann man ehrlich sagen, was Sache ist. Mehr noch, ihn kann man als Kampfmittel gegen das Virus brauchen, ihm klar sagen: «Schau, so schlimm ist die Situation, wenn wir das nicht machen, haben wir in zwei Wochen diese verschärfte Lage – bitte leiste deinen Beitrag.»

«Ich bin, glaube ich, von Geburt an nicht unbedingt der Weltuntergangstyp.»

Herr Steinegger, Sie haben mehrere Krisen als Führungsperson durchlebt, Umweltkatastrophen, Swissair, Expo.02. Sie waren oft für den geordneten Staatsinterventionismus. Wie muss der Staat jetzt helfen?

FS: Die Soforthilfe an die Wirtschaft muss umfassend sein, durch den Bundesrat gedeckt. Man muss die Angst auffangen. Die Details kommen später. Die Regierung muss sagen: Wir schaffen das! Und wir schaffen es auch.

Wie beurteilen Sie Schulschliessungen, Mobilmachung der Armee, Home-Office?

FS: Das ist alles in Ordnung.

Wo zieht man die Grenze zwischen Eigenverantwortung und Behördenanordnung?

FS: Der Staat muss die Rahmenbedingungen schaffen und Informationen verbreiten, dass möglichst jeder sein Notwendigstes beitragen kann. Jeder muss wissen, was der Staat macht und was vom Einzelnen erwartet wird. Das hat die grösste Wirkung.

Wie haben Sie die Schweizer Mentalität in der Krise erlebt?

FS: Da kommen Urkräfte heraus. Wir haben zum Beispiel bei der Naturkatastrophe gesagt: «Wir räumen die Strasse bis vor die Haustüre, den Rest müsst ihr selber machen.» Das hat funktioniert. Die Verwandten sind gekommen, von überall her, alle haben einander geholfen.

Wie wird Corona die Welt, die Schweiz verändern? Durchleben wir eine Zeit, über die wir in fünfzig Jahren noch reden werden?

FS: Es wird sicher Nachwirkungen haben, und es wird weltweit wirtschaftliche Probleme geben, da bin ich mir sicher. Ich denke da an die Grössenordnung der Finanzkrise.

Die Machtfülle der Exekutive derzeit ist gross, die Lage erinnert an das Vollmachtenregime im Zweiten Weltkrieg. Es dauerte fünf Jahre, bis die Regierung die Zügel wieder aus der Hand gab. Wie wird es dieses Mal sein?

FS: Im Zweiten Weltkrieg hat man Organisationsformen eingeführt, die viel zu lange überlebt haben. Das brachte Kartelle, Monopole, das Uhrenstatut zum Beispiel. Man muss aufpassen, dass das nicht wieder pas-

siert. Es wäre gut, wenn die Geschäftsprüfungskommission, statt irgendeinen Seich zu untersuchen, die Macht der Regierung bald begrenzt.

Also etwas weniger «Crypto-Leaks» für die strapazierten Behörden.

FS: Jesses Gott. Kurt W. Zimmermann hat in der *Weltwoche* von Seldwyla geredet. Das fand ich glänzend. Zur Crypto-Affäre hat man seinerzeit alles schon im *Facts* gelesen. Das wurde alles nochmals aufgeworfen. Eine Lachnummer.

Krieg der Systeme: Wer geht besser gegen das Virus vor, die Chinesen oder der Westen?

BS: China hat die Krankheit fast überwunden, das kann aber ein demokratischer Staat genauso gut. Die asiatischen Länder hatten mehr Erfahrungen in der Zwischenzeit. Ich denke an Sars.

Die Amerikaner reagieren interessant: Nachdem sie die Lage unterschätzt und sogar heruntergespielt haben, legen sie plötzlich den Schalter um. Die Autoindustrie soll Beatmungsgeräte bauen. Volle Kraft gegen Corona.

BS: Das ist beeindruckend. Wenn sie etwas verschlafen und sich dann heranwagen, machen sie es nicht halbpatzig.

Benjamin Steinegger, obwohl Sie diese Kurven des Unheils modellieren auf Ihren Tabellen, machen Sie eigentlich einen ganz entspannten Eindruck. Können wir daraus schliessen, dass es mit dem Virus doch nicht zappenduster kommt?

BS: Ich bin, glaube ich, von Geburt an nicht unbedingt der Weltuntergangstyp. Allerdings trage ich meine inneren Gefühle auch nicht zuvorderst. Ich sehe, was auf uns zukommt. Es wird unschön, aber wir werden es in den Griff bekommen.

Und Sie, Franz Steinegger? Wie ist Ihr Vertrauen in die Schweizer Mentalität in einer Krisensituation?

FS: Wenn es scheppert, steht man zusammen und macht das Notwendige. Ich bin überzeugt, dass das funktioniert.

Klingt ermutigend, aber sind wir Schweizer nach fünfzig Jahren Wohlstand nicht verweichlicht? Sie haben fast noch den Krieg erlebt.

FS: Die verweichlichte Jugend, gibt es das überhaupt? Das wird doch hochstilisiert. Gehen Sie mal auf eine Skitour oder in die Berge. Was dort oben herumsteigt, erlebe ich nun wirklich nicht als verweichlicht. Im Gegenteil: Die seckeln mir brutal davon.

BS: Schon Sokrates klagte über die «verweichlichte Jugend».

Die alten Widerstandskräfte: Sie sind noch da, seit 1291?

FS: Ich bitte Sie: Uns Urner gibt es doch schon viel länger! Wir haben hier Krisen gemeistert, als die Eidgenossenschaft noch nicht mal eine Idee war. (*Lacht*)

Das Gespräch führten Roman Zeller und Roger Köppel.

Kantone

Appetit auf mehr

Je länger der Ausnahmezustand andauert, desto grösser die Gefahr für den Föderalismus. *Von Kurt Fluri*

Ähnlich wie das Vollmachtenregime vor und während des Zweiten Weltkriegs bringen Notlagen regelmässig drei Schweregewichtsverschiebungen mit sich: eine Stärkung der Exekutive zulasten der Legislative, einen Verstaatlichungsschub mittels Eingriffen in die Marktwirtschaft beziehungsweise in die Handels- und Gewerbefreiheit in Form von Verboten und Stützungsmaßnahmen, und natürlich eben auch eine Verschiebung der Gewichte zur Zentralgewalt zulasten der Kantone. Gemäss Artikel 3 der Bundesverfassung besteht in der Schweiz eine Kompetenzvermutung zugunsten der Kantone. Jede neue Bundeskompetenz braucht grundsätzlich eine verfassungsrechtliche Grundlage, die bekanntlich dem obligatorischen Referendum und damit dem Erfordernis des doppelten Mehrs unterliegt.

«Schwere Störungen»

Dieser Artikel 3 wird aber durch 185 Absatz 3 der Bundesverfassung beziehungsweise durch das Epidemienengesetz insofern stark relativiert, als die Kompetenzvermutung dort zugunsten des Bundes umgekehrt wird, wo es darum geht, «schweren Störungen der öffentlichen Ordnung oder der inneren oder äusseren Sicherheit zu begegnen». Diese Verordnungskompetenz des Bundesrates ist abschliessend und derogiert kantonales Recht. Das gilt auch für den Kanton Tessin. Betriebsschliessungen sind deshalb nur dort möglich, wo die bundesrechtlich verordneten Hygienevorschriften nicht erfüllbar sind. Anders sähe es aus, wenn der Bund, was zurzeit geprüft wird, geografisch und nicht betrieblich umschriebene Betriebsschliessungen zuliesse.

Notstandsverordnungen sind zu befristen. Je länger ein Vollmachtenregime andauert, desto grösser wird erfahrungsgemäss der Appetit der Exekutiven und der Zentralgewalt, die ihnen dabei zugebilligten Kompetenzen beizubehalten. Es wird die Aufgabe der Kantone, der Gemeinden und der Parlamente generell sein, auf die Wiederherstellung insbesondere der föderativen Ordnung zu pochen. Diese ist für unseren Bundesstaat konstitutiv und unter anderem auch Voraussetzung für die Ausübung des liberalen Subsidiaritätsprinzips.

Kurt Fluri ist Nationalrat der FDP und Stadtpräsident von Solothurn.

Kraft, die aus den Bergen kommt

Nach Katastrophen bewies die Schweiz seit je erstaunliche Stärke und Lernbereitschaft. Dies zeigt ein Blick in die Geschichte ihrer Krisenbewältigungen.

Von Christoph Mörgeli

Hinterliessen die ersten Corona-Medienkonferenzen des Bundesrates noch einen eher unsicheren, etwas fahigen Eindruck, überzeugte der jüngste Auftritt von Alain Berset, Ueli Maurer und Guy Parmelin. Ruhig, kompetent und konkret präsentierten die drei Magistraten die einschneidendsten Massnahmen seit vielen Jahrzehnten. Mochten sie sich im Siebnergremium auch kurz zuvor noch gezankt haben, raufte sie sich doch zusammen und vermittelten der Nation die Führungsstärke echter Staatsmänner.

Ein Blick in die Schweizer Geschichte zeigt, dass sich unser Land als effiziente Selbsthilfeorganisation nach schwierigsten Herausforderungen jeweils rasch wieder fasste, angemessen entschied und entschlossen handelte. Im Umgang mit den rauen Naturgewalten wie in der Bedrohung durch äussere Mächte rückten die Bewohner von Berg und Tal wie selbstverständlich zusammen, längst bevor man das heute arg strapazierte Wort «Solidarität» überhaupt kannte.

In der Neuzeit wurde der Begriff «Katastrophe» erstmals für die blutige Niederlage bei Marignano verwendet. Sie beendete 1515 jäh die Grossmachtspolitik der Schweiz und offenbarte schonungslos die Disziplinlosigkeit und die veraltete Ausrüstung der eidgenössischen Heerhaufen. Doch die zwölf Orte verhandelten nachher so geschickt, dass sie die Eroberungen im Tessin behalten konnten. Das siegreiche Frankreich sicherte sich zwar die Dienste hiesiger Söldner. Rasch nahm dafür die ungezügelte militärische Aggression – jedenfalls nach der Eroberung der Waadt durch die Berner – ein glückliches Ende. Hatten humanistische Schriftsteller eben noch beklagt, es könne in Europa keinen Frieden geben, solange so grausame Kriegsgurgeln in den Alpen hausten, entwickelte sich die Schweiz zur vielbewunderten Friedensinsel.

Neutral dank dreissig Kriegsjahren

Sosehr die anschliessende Glaubensspaltung die katholisch gebliebenen und die reformiert gewordenen Orte einander entfremdete, das Land schöpfte daraus auch neue Kraft. Zwar brachte 1531 die Niederlage gegen die Altgläubigen für Zürichs Protestanten die Katastrophe von Zwinglis Tod. Im Nachfolger Heinrich Bullinger erhielt die Reformation aber einen theologisch und diplomatisch noch begabteren Kopf mit weitreichenden Beziehungen. Das von Zürich und Genf ausgehende Arbeits-

ethos ermöglichte die Industrialisierung und einen weltweit einzigartigen wirtschaftlichen Aufstieg. Umgekehrt sorgten die Anstrengungen der Gegenreformation dafür, dass sich auch die katholische Kirche von Missständen befreite und sich echt erneuerte. Eine lebendige Volksfrömmigkeit liess die Menschen Naturkatastrophen, Plagen und Seuchen als Strafe Gottes interpretieren. Gottesglaube, Fürbitten und Gebete boten Stärkung und Zuflucht.

Der dreissigjährige Konfessionskrieg brachte über weite Teile Europas Vernichtung, Verwüstung und Verderben. Nur dank der andauernden Krise der Glaubensspaltung mischten sich die eidgenössischen Orte nicht in die Kriegshandlungen ein, sondern verfolgten eine grundsätzliche Neutralitätspolitik. Zwar liebäugelten die Zürcher und die Berner mit Schweden, die katholischen Orte mit Spanien und Savoyen. Doch obsiegte die Einsicht, dass damals jede Parteinahme wohl den Untergang der Schweiz bedeutet hätte. Der Beschluss, ein gemeinsames Heer zu stellen und einen gemeinsamen Kriegsrat zu bilden, stand 1647 am

Die grösste Erschütterung bildete der Generalstreik 1918, verbunden mit einer Grippepandemie.

Beginn der bewaffneten Neutralität. Und bei den Friedensverhandlungen von Münster und Osnabrück vermochte der Basler Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein die endgültige Unabhängigkeit der Schweiz vom römisch-deutschen Reich zu sichern.

Die seit dem Mittelalter so gefürchtete Pest suchte die Schweiz letztmals 1666 bis 1668 heim; fortan wirkten offenbar die strengen polizeilichen Absperrmassnahmen der angrenzenden Länder, aber auch der einzelnen Kantone. Auch die Lepra («Aussatz») verschwand nach und nach infolge strikter Absonderung in «Siechenhäusern». Andere Infektionskrankheiten wie Pocken, Cholera, Typhus, Fleckfieber oder Grippe kosteten geringere Verluste an Menschenleben.

Der Einfall der Franzosen beendete 1798 jäh eine lange Friedenszeit, aber auch das politische und wirtschaftliche Gefälle zwischen Regierenden und Untertanen. Vor allem in Nidwalden leistete das Volk Widerstand und stürzte sich in eine hoffnungslose Schlacht. Hunderte starben in jenen «Nidwaldner

Schreckenstagen» im Kampf oder durch anschliessende Massaker. Viele Frauen wurden vergewaltigt, Kinder getötet und über sechshundert Gebäude gebrandschatzt. Gross war in der Folge aber die Solidarität des neuen helvetischen Einheitsstaats und auch des Auslands: Es wurden Liebesgaben und Nahrungsmittel geschickt, und Heinrich Pestalozzi erhielt den Auftrag, die Kriegswaisen nach seinen pädagogischen Prinzipien zu betreuen.

Bergsturz, Hungersnot, Feuersbrunst

Der Bergsturz von Goldau vom 2. September 1806 forderte 457 Menschenleben und bedeutete die grösste Naturkatastrophe der Schweizer Geschichte. Die damalige Verschüttung mehrerer Dörfer erregte im ganzen Land eine Welle spontaner Teilnahme; es kam zur ersten national organisierten Spendensammlung überhaupt. Auch bemühte sich die Wissenschaft erfolgreich um die Klärung geologischer Vorgänge, um ähnliche Vorkommnisse in Zukunft zu vermeiden.

Das Dauerelend von sporadischen Überschwemmungen und Malaria («Wechselfieber») zwischen Walen- und Zürichsee bewältigte Hans Conrad Escher zwischen 1807 und 1823 durch seine grossartige Linthkorrektur. Dem «Jahr ohne Sommer» 1816 infolge eines indonesischen Vulkanausbruchs folgte 1817 die grösste Hungerkatastrophe seit Menschengedenken. Missernten, eine enorme Teuerung sowie die Überschwemmung mit billigen Textilien nach der napoleonischen Kontinentalsperre führten dazu, dass schweizweit in jenen Jahren etwa 20 000 Menschen den Hungertod erlitten. Eine eigentliche Revolution der landwirtschaftlichen Produktion ermöglichte in der Folge die immer bessere Ernährung einer rasch wachsenden Bevölkerung.

Rängeleien und Faustkämpfe

Auch aus der Krise des Sonderbundkrieges von 1847 ging die Schweiz gestärkt hervor. Eine überlegene Kriegsführung der siegreichen eidgenössischen Truppen hielt die Zahl der Opfer gering. Keine 100 Soldaten wurden getötet, etwa 500 verletzt. Die Art der Verletzungen legt nahe, dass die Beteiligten beider Parteien möglichst vermieden, von den Schusswaffen Gebrauch zu machen. Es kam vielmehr zu Rängeleien, Kolbeneinsatz und Faustkämpfen, weil man im Grunde den Schweizer Mitbürger nicht töten wollte. Die



Augenmass, Pragmatismus, Zähigkeit.

klug austarierte moderne Bundesverfassung von 1848 brachte neben einer gewissen Stärkung der Zentralgewalt auch die Integration der Unterlegenen in den Bundesstaat – letztlich eine günstige Folge des schweren innenpolitischen Konflikts.

In einer Föhnwindnacht brannten 1861 in Glarus 600 Gebäude nieder. Den jungen Bundesstaat ergriff eine einzigartige Solidaritätswelle, sodass der bisherige dörfliche Flecken schon

wenige Jahre später als städtischer Ort mit geschlossenen Häuserreihen wiedererstand. Der Herbst 1868 brachte sintflutartige Regenfälle, die vor allem das Tessin verheerten. Wiederum kam es zu einer grossangelegten nationalen Sammelkampagne unter dem Motto «Einer für alle, alle für einen» und danach zu zahlreichen überregionalen Flusskorrekturen. Den allgegenwärtigen Alkoholismus bekämpfte die Schweiz mit Abstinenzfeldzügen

und der Förderung alkoholfreier Getränke. Der Missstand der Kinderarbeit wurde gesetzlich geregelt und schliesslich ganz verboten.

Réduit und Anbauschlacht

Die bisher grösste Erschütterung des Bundesstaates bildete der Generalstreik von 1918, verbunden mit einer Grippepandemie, die hierzulande fast 25 000 Menschenleben kostete. Das Bürgertum reagierte mit der Einführung der 48-Stunden-Woche und der allmählichen Anerkennung der Gewerkschaften als Sozialpartner. Umgekehrt mässigte sich die Linke, entsagte der Diktatur des Proletariats und unterstützte im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs die Landesverteidigung.

Wie schon im Ersten Weltkrieg regierte der Bundesrat auch von 1939 bis 1945 per Notrecht. In einer Mischung von Anpassung und Widerstand führte er die Bevölkerung durch schwierigste Jahre der Gefährdung. Die psychologische Seite der Massnahmen war nicht weniger entscheidend als die tatsächliche Wirkung. Bundesrat Philipp Etter schrieb über das Alpen-Réduit: «Die Soldaten freuen sich, ihre Bunker zu bauen und sich hinter ihren hölzernen und gemauerten Wänden sicher zu fühlen.» Die ebenfalls begeistert aufgenommene «Anbauschlacht» blieb vom Ziel einer «vollständigen Nahrungsmittelautarkie» weit entfernt.

Trotz Hochkonjunktur und wachsendem Wohlstand war auch die Nachkriegszeit nicht gefeit vor Desastern. Beim Absturz einer Swissair-Maschine verloren 1963 auf einen Schlag 43 Bewohner des kleinen Bauerndorfes Humlikon im Zürcher Weinland das Leben. Die 33 Vollwaisen und 5 Halbweisen wurden von Verwandten betreut und mussten in den allermeisten Fällen ihr Zuhause nicht verlassen. 1965 begrub ein Gletscherabbruch beim Stausee Mattmark 88 Arbeiter unter einer immensen Geröll- und Eismasse. Die Katastrophe richtete die Aufmerksamkeit auf die Problematik der oft wenig gastlich gehaltenen italienischen «Gastarbeiter». Aus dem Grounding der Swissair von 2001 erhob sich schon wenig später die neue, wenn auch massiv abgespeckte Swiss. Die strauchelnde, 2008 mit Staatsmilliarden aufgefangene UBS konnte die Schulden schon nach kurzer Zeit mit stattlichem Zins zurückzahlen.

Nach Kriegen, Krisen und Katastrophen haben die Schweizer jeweils unverzüglich ihre Lehren gezogen und mit Augenmass, Pragmatismus und Zähigkeit Verbesserungen vorgenommen. Das dürfte auch nach der gegenwärtigen Vorherrschaft des Coronavirus der Fall sein. Genügend Schutzkleidung, Intensivbetten und Tests dürften künftig nicht mehr fehlen. Und trotz akutem Mangel an Beatmungsgeräten können die Gesundheitsdirektoren fürs Erste aufatmen: Über Spitalschliessungen wird für länger niemand mehr sprechen wollen. ○

Wie viel darf ein Leben kosten?

Der Bundesrat nimmt enorme Kosten in Kauf, um das Coronavirus zu bekämpfen. Offenbar gilt der Schutz der Gesundheit viel mehr als die Wirtschaft.

Von Beat Gygi

Der Bundesrat hat zur Bekämpfung der Coronavirus-Epidemie Massnahmen eingeleitet, die Wirtschaft und Gesellschaft mit hohen Kosten belasten. Nach einer Woche Lähmung des öffentlichen und weiter Teile des beruflichen Lebens lässt sich zwar vieles noch nicht genau abschätzen, aber es deuten sich gewaltige Auswirkungen an, die zur Frage führen: Bürden die Behörden bei der Bekämpfung der Epidemie der Wirtschaft und der Gesellschaft unverhältnismässig hohe Kosten auf? Was heisst unverhältnismässig? Ein Anhaltspunkt dazu findet sich im Epidemien-gesetz von 2012 in Art. 30 mit dem Grundsatz, dass Massnahmen gegenüber einzelnen Personen nur angeordnet werden dürfen, wenn weniger einschneidende Massnahmen nicht ausreichend oder nicht geeignet sind, um die Verbreitung der Krankheit zu verhindern, und wenn sie dazu dienen, eine ernsthafte Gefahr für die Gesundheit Dritter abzuwenden, und: Die Massnahme muss erforderlich und zumutbar sein.

Nutzen und Kosten

Gilt die Zumutbarkeit auch für Folgen und Nebenwirkungen dieser Massnahmen? Wenn man davon ausgeht, dass Behörden gegenüber den Bürgern grundsätzlich für ihr Handeln verantwortlich sind, ist das naheliegend. Der gesamte Nutzen und alle Kosten der Epidemienpolitik sollten demnach in einem Verhältnis zueinander stehen, das als verantwortbar und vernünftig gelten kann. Das Departement von Bundesrat Guy Parmelin sagt dazu, dass «jegliche staatlichen Massnahmen im Rahmen des Verhältnismässigkeitsprinzips von der anordnenden Behörde geprüft werden» müssten. Dabei seien, so das Departement, immer die öffentlichen Interessen am Schutz der Gesundheit und private wirtschaftliche Interessen bei einem konkreten Eingriff – etwa die Schliessung eines Betriebs oder einer Einrichtung – gegeneinander abzuwägen.

Man kann einwenden, in einer ausserordentlichen Situation wie jetzt sei ein Vergleich von Nutzen und Kosten Nebensache, wenn es um derart viele Menschenleben gehe. Stefan Felder, Professor für Gesundheitsökonomie an der Universität Basel, weist darauf hin, dass es gerade im Gesundheitswesen immer wieder um ein Abwägen gehe, wie viel eine Verbesserung der Gesundheit oder eine Verlängerung des Lebens kosten dürfe, also etwa um die Kalkulation, wie viele knappe Mittel in bestimmte Behandlungen fliessen sollen. Im Kampf ge-



Perfekte Epidemienpolitik: Corona-Behandlung im Badener Kantonsspital.

gen das Virus steht das Hauptziel, möglichst viele Menschenleben zu retten, und damit der Nutzen im Fokus. Aber mit ihren Entscheidungen bestimmen die Behörden zugleich die Kosten, die dafür in Kauf zu nehmen sind.

Aus der Ökonomie meldeten sich rasch Stimmen wie etwa der Gesundheitsökonom Peter Zweifel, der kritisierte, dass die Einschränkungen horrend teuer pro Menschenleben seien, oder die Professoren Bruno Frey und Margit Osterloh, die auf der Homepage des Instituts Crema Research «zehn Fragen an den Bundesrat» richteten zu möglichen Auswirkungen der Epidemienmassnahmen und am Schluss schrieben: «Sind die politischen Verantwortlichen bereit, ein Dossier vorzulegen, in welchem sie ihre Annahmen und Modelle darlegen und deren Konsequenzen miteinander vergleichen, damit wir Bürgerinnen und Bürger mitdenken können?»

42 Milliarden Franken

Wie sieht eine Nutzen-Kosten-Betrachtung der Corona-Bekämpfung ungefähr aus? Auf der Kostenseite steht, so Felder, zunächst der direkte Aufwand, das heisst die fiskalischen Kosten für die öffentlichen Massnahmen bei Bund, Kantonen und Gemeinden sowie die Kosten für das Gesundheitssystem. Eine Betreuung auf der Intensivstation kostet im

Durchschnitt 100 000 Franken, wovon 55 Prozent von den Kantonen bezahlt werden. Bisanter und schwieriger zu ermitteln sind die indirekten Kosten. Es kommt zu Einbussen in der Produktion, die Produktivität wird beeinträchtigt beispielsweise durch Massnahmen zum «Social Distancing», hinzu kommen Nutzeneinbussen in Alltag und Freizeit.

Wie hoch diese Kosten alles in allem sein könnten, lässt sich zum einen anhand der diskutierten staatlichen Hilfspakete abschätzen. Der Bundesrat hat Hilfe in der Höhe von vorläufig 42 Milliarden Franken in Aussicht gestellt, die den bedrohten Firmen und Haushalten über die Runden helfen sollen. Die zwei ETH-Ökonomenprofessoren Jan-Egbert Sturm und Hans Gersbach sehen langfristig grössere Schäden auf das Land zukommen und schlagen einen Schweiz-Fonds vor, der bis zu 100 Milliarden Franken verteilen könnte. Kostenschätzungen sind zum andern anhand der Produktionseinbrüche möglich, wobei sich Hilfspakete und Produktionseinbussen teilweise überlappen. Die Konjunkturforschungsstelle KOF der ETH Zürich hat vor Tagen eine Prognose veröffentlicht, die im milderen Fall einen Rückgang des Sozialprodukts um 18 Milliarden Franken vorsieht, im schlechteren Fall um 54 Milliarden, in beiden Fällen aber nach dem Einbruch einen relativ raschen Auf-

schwung vorsieht. Die Prognose der UBS folgt einem ähnlichen Muster.

Zurückhaltender ist Jérôme Jean Haegeli, Chefökonom des Rückversicherers Swiss Re; er betont, dass die Weltwirtschaft ohnehin schon fragil gewesen sei und die Schweiz jetzt gleichzeitig durch zwei Schläge vom Ausland wie auch im Inland getroffen werde. So rasch werde es nicht zur Erholung kommen, eine V-förmige Ab- und Aufwärtsbewegung werde nicht nachhaltig sein, mindestens zwei Quartale Schrumpfung seien zu erwarten, und ein Aufschwung dürfte längerfristig verhalten ausfallen. Im Gegensatz zur Rezession nach der Finanzkrise 2008, als die G-20 die internationale Koordination übernommen habe, sei heute zudem wenig von einer Leadership zu erkennen. Man kann also sagen: Kosten von 30 bis 100 Milliarden Franken sind für die Schweiz durchaus vorstellbar.

Welcher Nutzen steht diesen Kosten gegenüber? Nach Felders Schätzungen wäre in der Schweiz bei einem wenig kontrollierten Verlauf der Epidemie möglicherweise mit rund 50 000 Todesfällen durch das Coronavirus zu rechnen – und deren Verhinderung wäre folglich als Nutzen einer perfekten Epidemienpolitik zu verbuchen. Worauf beruht diese Schätzung? Würden die Behörden Epidemienmassnahmen weitgehend unterlassen, könnten etwa 60 Prozent der Bevölkerung angesteckt werden, das wären bei 8,5 Millionen Einwohnern 5,1 Millionen Infizierte, was bei einer Sterblichkeitsquote von 1 Prozent gut 50 000 Todesfälle bedeuten würde – und umgekehrt bei vollständiger Epidemiekontrolle 50 000 gerettete Leben.

Schwache Widerstandskraft

Das wäre fast eine Stadt wie Biel, die man vor dem Tod bewahren würde. Felder präzisiert: Bei genauer Betrachtung gehe es dabei nicht um gerettete Leben, sondern um eine Verlängerung des Lebens der betroffenen Menschen. Die Todesfälle im Zusammenhang mit dem Coronavirus konzentrierten sich stark auf eine

bestimmte Risikogruppe, die eine schwache Widerstandskraft gegen das Virus aufweise. Die erste Grafik zeigt, dass ältere Menschen oft mehrere Krankheiten haben. Anders ausgedrückt: Der Grossteil der Corona-Opfer wurde laut den bisherigen Informationen nicht mitten aus dem blühenden Leben gerissen, sondern war vielmehr bereits durch andere Krankheiten vorbelastet und/oder befand sich im höheren Alter. Ein Blick auf die Verteilung nach Alter und Gesundheitszustand der Patienten, die im Zusammenhang mit dem Coronavirus gestorben sind, lässt nach Felders Einschätzung die Vermutung zu, dass diese Menschen grossmehrheitlich etwa ein bis fünf Lebensjahre verloren haben.

Nimmt man also an, dass die Corona-Opfer im Durchschnitt drei Jahre verlieren, hiesse das, dass eine perfekte Epidemiekontrolle 150 000 Lebensjahre retten würde. Für das vergleichsweise milde Kostenszenario, in dem die indirekten Kosten aus Epidemienmassnahmen bei 30 Milliarden Franken liegen, würde das pro Lebensjahr rund 200 000 Franken ausmachen. Das wäre der Preis für die Option zur Rettung eines zusätzlichen Jahres. Sollten sich die Kosten in Form von Staatshilfen und Produktionseinbrüchen auf 100 Milliarden summieren, käme man entsprechend auf fast 670 000 Franken. Ist das viel?

Felder erinnert an ein Urteil des Bundesgerichts zum Medikament Myozyme, das 2010 argumentiert hatte, aus gesundheitsökonomischer Sicht könnten Beiträge von maximal rund 100 000 Franken aus der Versicherung pro gerettetes Menschenlebensjahr noch als angemessen betrachtet werden. Die Montreal-Konvention zum Luftverkehr gibt eine Haftungsobergrenze pro Passagier von gut 170 000 Franken vor. Die Corona-Politik des Bundes liegt also um Faktoren darüber. Können Kosten auch darin bestehen, dass die Epidemiebekämpfung zu wenig weit geht? Ja, meint Felder, wenn man von der These ausgehe, dass die Ansteckung einen Vorteil habe, weil dadurch eine zuneh-

mende Immunisierung in der Bevölkerung entstehe. Diese Sicht spreche eher gegen die massiven Interventionen.

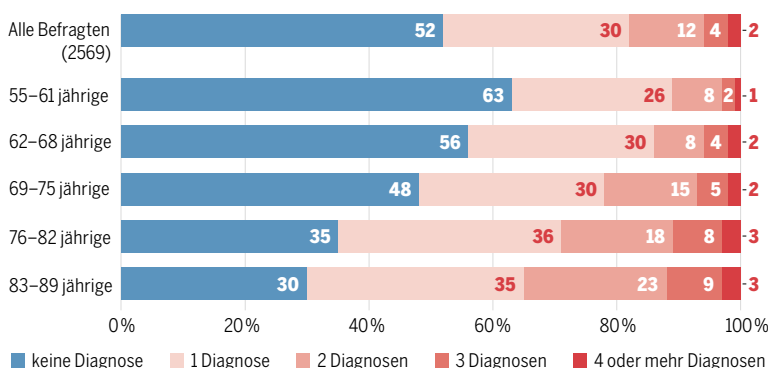
Arbeitsausfall schätzen

Wird also der Wert des Lebens in der Coronapolitik des Bundes extrem hoch angesetzt? Harry Telser, Gesundheitsökonom bei der Beratungsfirma Polynomics und Dozent an der Universität Luzern, weist darauf hin, dass der Wert, den man einem menschlichen Leben beimisst, stark abhängig sei von der Betrachtungsweise, von den Umständen, vom Land, vor allem auch vom Einkommensniveau. Die einfachste Methode bestehe darin, den Arbeitsausfall zu schätzen, also den Beitrag, den die Verstorbenen im Fall des Weiterlebens zum Sozialprodukt noch geleistet hätten. Aus dieser Sicht würden Rentner, die nicht im Erwerbsleben seien, praktisch durchs Raster fallen. Telser selber hat mit einer anderen Methode geforscht zur Frage nach der Wertschätzung des Lebens am Lebensende. Untersucht wurde, wie hoch die Zahlungsbereitschaft der Menschen für ein zusätzliches Lebensjahr wäre, konkret: Wie weit wären sie zur Zahlung höherer Krankenkassenprämien bereit, wenn man für Menschen mit einer Krebsdiagnose einen vorzeitigen Tod aufschieben beziehungsweise ein zusätzliches Lebensjahr gewinnen könnte? Die zweite Grafik zeigt die Resultate bezogen auf drei Altersgruppen. Für Kinder ist die Zahlungsbereitschaft für ein zusätzliches Lebensjahr mittlerer Qualität 150 000 Franken. Für Personen über siebzig Jahre sind es noch 55 000 Franken. Im Durchschnitt über alle Altersgruppen waren es 100 000 Franken.

Auch aus dieser Sicht, die den gesellschaftlichen Wünschen der Menschen ziemlich nah kommen dürfte, kann man den Schluss ziehen: In der Interessenabwägung der bundesrätlichen Corona-Politik hat der Schutz der Gesundheit einen viel höheren Stellenwert gegenüber wirtschaftlichen Gesichtspunkten als in der sonstigen Gesundheitspolitik. ○

Die Verfassung der Risikogruppe

Ausmass der Multimorbidität auf einer Skala von 0 bis 100, nach Altersgruppen in Prozent

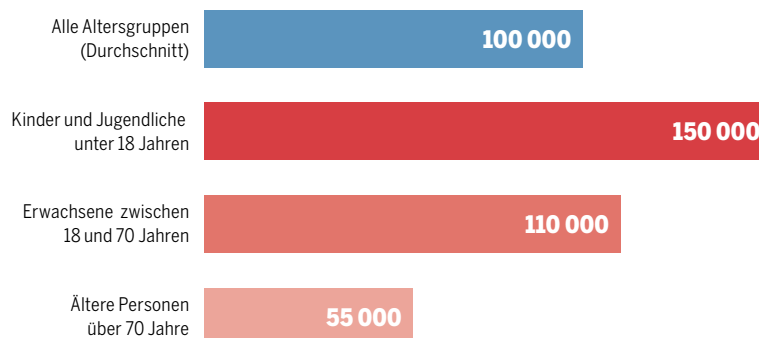


QUELLE: ZHAW, SHARE

Mehrfachbelastung im Alter.

Kostbare Jugend

Zahlungsbereitschaft in Franken pro zusätzliches Lebensjahr mittlerer Qualität bei Personen mit Krebserkrankung



QUELLE: UNIVERSITÄT ZÜRICH, POLYNOMICS, CSS INSTITUT

Zum nächsten Feuer solls nicht kommen

Der Zürcher Immunologieprofessor Onur Boyman empfiehlt das chinesische Modell der konsequenten Isolation, um die Pandemie zu bekämpfen. Die Schweiz habe dafür gute Voraussetzungen. Das Virus werde uns aber noch Monate beschäftigen. *Von Thomas Renggli und Thomas Buchwalder (Bild)*

Das Coronavirus hat das Universitätsspital Zürich fest im Griff. Seit vergangenerm Freitag ist das Tragen von Gesichtsmasken für Personal und Patienten Pflicht. Überall machen rote Schilder darauf aufmerksam, wie man sich am besten vor dem heimtückischen «Gegner» schützt. Professor Onur Boyman, 45, sitzt am Schreibtisch in seinem Büro und bittet herein. Der Empfang ist herzlich, aber distanziert. Man grüsst sich in gebührendem Abstand und nimmt in zwei Metern Entfernung voneinander Platz.

Boyman ist Direktor der Klinik für Immunologie am grössten Schweizer Spital und wie alle Menschen des Landes mit einem Ausnahmezustand konfrontiert: «Niemand hätte gedacht, dass wir so etwas je erleben. Aber nun geht es darum, dass wir dieses Problem geordnet in den Griff bekommen.» Eine schnelle Lösung sei illusorisch: «Das Coronavirus wird uns noch mehrere Monate beschäftigen. Und nur wenn sich alle an die Hygienevorschriften sowie an die Anweisungen der Behörden halten, kann sich die Lage entspannen.»

Auf seinem Gebiet ist Boyman eine Koryphäe. Trotzdem spricht er eine keinen Wissenschaftsjargon, sondern macht komplexe Zusammenhänge für den Laien mit anschaulichen Beispielen verständlich. Die pandemische Verbreitung des Coronavirus vergleicht er mit einer «extrem schnellen Schneeschmelze». Wenn man in dieser Situation die Geschwindigkeit des Prozesses nicht verlangsamt, drohe der Stausee zu überfluten, was unweigerlich zu einer katastrophalen Überschwemmung führen werde. Auf das Coronavirus bezogen heisst dies: Wenn man jetzt alles Mögliche unternimmt, um die Ansteckungswelle zu verlangsamen, werde unser Medizinsystem die Belastungsprobe bestehen. Wichtig ist Boyman: «Noch ist die Lage in der Schweiz kontrollierbar, aber ernst.»

Importiertes Problem

Doch die Zeit drängt. Eher früher als später werde das Universitätsspital Zürich zum «Covid-19-Spital». Schon jetzt stellt Boyman Ärztinnen und Ärzte für die spezielle Covid-19-Notfall- und Bettenstation ab. Ausserdem wurden im Diagnostiklabor der Klinik für Immunologie Allergietests heruntergefahren, um Covid-19-Tests anbieten zu können. Entscheidend sei es, durch eine detaillierte Kenntnis der Immunantwort gegen das Coronavirus die Patienten mit Covid-19 zu triagieren und sich die Fragen zu stellen: Wer wird einen



«Ich bin Optimist»: Biologe Boyman.

schweren Verlauf aufweisen? Wer benötigt Intensivpflege? Wer kann auf einer normalen Station behandelt werden? Wer kann sich Zuhause auskurieren?

Boymans sorgenvoller Blick geht nach Italien, wo anfangs Woche rund 60 000 Personen als infiziert getestet wurden. Die Mortalitätsrate liegt bei fast 10 Prozent. Aufgrund der lückenhaften Tests dürfte die Zahl der Infizierten aber rund zehn- bis zwanzigmal höher sein. Dass diese dramatische Entwicklung auf die medizinische Infrastruktur in Italien zurückzuführen ist, verneint er: «In norditalienischen Spitälern herrschen ähnliche medizinische Standards wie bei uns. Das Land verfügt über hochqualifizierte Ärztinnen und Ärzte und über eine moderne Infrastruktur.» In Norditalien sei das Coronavirus ein von der Textilindustrie importiertes Problem. Tatsächlich: Mit rund 60 000 chinesischen Gastarbeitern verfügt der Norden Italiens über eine der grössten «Enklaven» aus dem bevölkerungsreichsten Land der Erde, wo Ende letztes Jahr die derzeitige Covid-19-Pandemie begann.

Doch auch so dürfe keine Zeit verloren gehen. Für Boyman zielen die Weisungen des Bundesamtes für Gesundheit in die richtige Richtung. «Wir müssen die soziale Distanzierung konsequent einhalten – bei einem Abstand von eineinhalb bis zwei Metern.» Ausserdem seien Kontakte ausserhalb der eigenen Familie derzeit auf ein Minimum zu reduzieren – und die Handhygiene sei pedantisch einzuhalten: «Wenn man sich im öffentlichen Raum bewegt, wenn man Türfallen anfasst und Knöpfe drückt, wenn man mit Waren in Berührung kommt, muss man konsequent die Hände waschen und desinfizieren, bevor man sich ins Gesicht fasst.» Denn auf keinen Fall dürfe man sich mit unsauberen Händen ins Gesicht greifen: «Über Mund, Nase und Augen gelangen die Viren in den Körper.»

Virus kam schon im Dezember

Im Gespräch mit Boyman erhält die immer wieder proklamierte Solidarität eine reale Bedeutung. Menschen jüngerer und mittleren Alters haben vom Coronavirus tendenziell wenig zu

befürchten. Aber genau sie sind es, die das Virus weitergeben und damit die ältere Bevölkerungsgruppe gefährden. Weshalb ältere Menschen vom Virus besonders bedroht sind, erklärt der Immunologe mit plausiblen Worten: «Senioren haben eher Vorerkrankungen, bewegen sich erfahrungsgemäss weniger und ernähren sich weniger bewusst. Ausserdem kann das Immunsystem im hohen Alter Lücken aufweisen.» Die Summe daraus schwäche die Immunantwort gegen Krankheitserreger – wie übrigens auch Stress und Hektik im Alltag sowie Schlafentzug.

Historisch ist die momentane Epidemie kein Ausnahmefall: «Dies gab es in der Vergangenheit, dies wird es in der Zukunft geben. Es werden immer wieder Viren vorkommen, die sich so verändern, dass man daran erkrankt», so Boyman. Der wichtigste Unterschied zu früheren Seuchen oder gar zu den biblischen Plagen liegt für den Immunologen in der heutigen Mobilität und globalen Vernetzung und damit im Tempo der Verbreitung. Boyman ist sich deshalb sicher: «Als im Dezember bei uns die ersten Meldungen von Covid-19-Opfern im chinesischen Wuhan eintrafen, war das Virus bereits in Europa.» Aufhalten lasse sich diese Entwicklung kaum mehr. Dass das Coronavirus in Afrika noch kein grosses Thema ist, hat für den Fachmann vor allem einen Grund: «Wenn nicht getestet werden kann, weiss man nichts.»

Jedes Menschenleben zählt

In Grossbritannien (anfänglich) und in den Niederlanden setzt man auf das Prinzip der «Durchseuchung». Dabei lässt man dem Virus freien Lauf, bis sich 50 bis 60 Prozent der Bevölkerung angesteckt haben und deren Immunsystem gegen den Krankheitserreger eine schützende Immunität entwickelt haben. Dies wiederum dämmt die Verbreitung des Krankheitserregers ein. Medizinisch-wissenschaftlich sei dies eine theoretisch zulässige Gangart, die aber moralisch und ethisch ein höchst fragliches Experiment darstelle, so Boyman. Wieder verweist er auf Italien, wo zuletzt 800 Menschen starben, für die es keinen Platz auf der Intensivstation mehr hatte: «Ich möchte als Arzt nicht in die Situation geraten, in der ich entscheiden muss, wem ich aus Kapazitätsgründen die Intensivpflege verweigere. Wir leben glücklicherweise in einem Land, in dem jedes Menschenleben zählt.»

Der Schlüssel zur Bekämpfung der Pandemie liegt für Boyman in der Adaptation des «chinesischen Modells». Durch die konsequente Isolation habe man die Situation in den Griff bekommen. Ob diese von oben oder «ausser» diktierten Massnahmen aber auch in einer Demokratie anwendbar sind, hängt von der «inneren» Disziplin der Bevölkerung ab: «Der Antrieb dazu muss von jedem einzelnen kommen. Wenn wir alle mitmachen und uns

an die Weisungen der Fachleute und Behörden halten, stellen wir vielleicht schon in drei Wochen eine Besserung fest.» Boyman sieht in der Schweiz dafür gute Voraussetzungen: «Wir sind ein gut gebildetes Volk und haben das Bewusstsein, uns an politischen Entscheidungen zu beteiligen.»

Auch der technische Fortschritt könnte einen wertvollen Beitrag leisten. Mit der Rückverfolgung der Handydaten liessen sich die Kontaktpersonen von Infizierten eruieren: «In China und Israel wurde dieses Instrument mit

Die Situation sei erst kontrollierbar, wenn sich 50 bis 60 Prozent der Schweizer infiziert haben.

Erfolg angewendet.» Dass dieses Vorgehen in der Schweiz die Datenschützer auf den Plan rufen könnte, ist für Boyman klar. Aber er entgegnet: «Wir befinden uns in einer ausserordentlichen Lage. Es geht darum, Menschenleben zu retten.» Grundsätzlich setzt er auf emotionale Mässigung. Vieles werde momentan überzeichnet dargestellt. Boyman sagt lächelnd: «Bei Weltuntergangsszenarien kenne ich mich nicht speziell aus – und Verschwörungstheorien gehören ebenso wenig zu meinen Kernkompetenzen.»

Dafür setzt er alles daran, die Forschung nach einem Impfstoff und nach Medikamenten voranzutreiben. Im Forschungslabor der Klinik für Immunologie wird unter Hochdruck daran gearbeitet, die Covid-19-Patienten nach immunologischen Kriterien zu triagieren – ältere Patienten mit Immunlücken und jüngere mit überschüssenden Immunreaktionen. So erhalte man ein neues Instrument, um die Auswirkung des Virus auf das Immunsystem zu beurteilen und den Krankheitsverlauf vorauszusagen. In China und in den USA seien bereits erste Vakzinen (Impfstoffe) im Test. Bis aber eine Impfung gegen das Coronavirus auf dem Markt ist, werde es noch dauern. Boyman geht davon aus, dass dies 2021 der Fall sein wird.

Geduld ist gefordert

Schon früher könnten Medikamente zum Einsatz kommen. Zu hören ist beispielsweise, dass HIV-Mittel oder das Malariapräparat Hydroxychloroquin helfen könnten. Boyman relativiert: «Diese Aussagen basieren auf Beobachtungen und noch nicht auf fundierten Studien.» Falls sich diese Einschätzungen aber bestätigen und ein neues Mittel gefunden werde, müsse dies unbedingt im beschleunigten Verfahren zugelassen werden, so Boyman.

Die «passive Immunisierung» sei ebenfalls eine Möglichkeit. Mit anderen Worten: Dem Blut von geheilten Covid-19-Patienten können Antikörper entnommen und einem an Covid-19 Erkrankten zugeführt werden. Dieses

Verfahren habe allerdings nur eine kurze Wirkdauer (mit einer Halbwertszeit von drei Wochen), sei sehr aufwendig in der Gewinnung und Aufreinigung und deshalb nur für den medizinischen Notfall sinnvoll. Ganz im Gegensatz zu einer Vakzine, die eine «aktive Immunisierung» bewirke und somit meistens zu einem lebenslangen Schutz gegen den Krankheitserreger führe.

So oder so ist von der Schweizer Bevölkerung Geduld gefordert. Wie weit die behördlichen Massnahmen am 20. April gelockert werden können, ist für Boyman offen. Rein medizinisch sei die Situation erst dann kontrollierbar, wenn sich 50 bis 60 Prozent der Schweizer mit dem Virus infiziert haben – «weil diese Menschen ein immunologisches Gedächtnis – also eine Immunität – entwickeln und das Virus nicht mehr so leicht weitergeben.»

Boyman erhebt sich aus seinem Sessel und sagt: «Ich bin Optimist. Wenn wir uns kollektiv an die Weisungen halten, wird sich der Brand eindämmen lassen.» Und zum nächsten Feuer soll es gar nicht kommen. Denn die Wissenschaft will das Coronavirus quasi mit den eigenen Waffen schlagen: durch die globale Vernetzung. Onur Boyman und die Immunologie des Universitätsspitals Zürich spielen darin eine wichtige Rolle. ○

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vz.ch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vz.ch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



www.vermoegenszentrum.ch

Kartoffel-Gleichnis

Der Bund will der Wirtschaft helfen. Welche Möglichkeiten hat er überhaupt? *Von Martin Janssen*

Es war einmal ein kleines, reiches Land mit 8 Millionen Einwohnern. Es produzierte nur Kartoffeln. Die anderen Länder produzierten auch nur Kartoffeln, waren aber weniger reich.

Eines Tages fällt aus heiterem Himmel ein Meteorit vom Himmel und zerstört in allen Ländern einen Drittel der Kartoffeln für Konsum und Aussaat. Sofort macht sich überall Zukunftsangst breit. Die Regierung des kleinen Landes verspricht den Bewohnern sofortige Zahlungen über 15 Prozent der jährlichen Kartoffelproduktion.

Unmittelbar nach dem Einschlag des Meteoriten gibt es in der Wirtschaft gleich viel Geld wie vorher. Es werden aber weniger Kartoffeln produziert und gekauft. Gemessen an den Gütern, ist das Geld jetzt weniger wert.

Das kleine Land braucht dringend Kartoffeln für Konsum und Aussaat. Das Ausland ist dann bereit, Kartoffeln aus seinem ebenfalls reduzierten Bestand

zu verkaufen, wenn der Kartoffelpreis deutlich höher ist als

Der Staat kann keine echten Geschenke machen.

noch vor kurzem und wenn der Zins auf dem Kredit für die gekauften Kartoffeln deutlich ansteigt.

Was sagen uns diese Gedanken? Der Staat kann keine echten Geschenke machen. Verteilt er in dieser Situation neues Geld, wird der Kaufkraftverlust des Geldes nur noch grösser. Güter aus dem Ausland erhalten wir nur dann, wenn das Ausland sicher sein kann, dass die nationalen und internationalen Kreditmärkte nicht zum Erliegen kommen. Und wenn der Zins für die neuen Kredite flexibel ist und hoch sein kann.

Was kann der Staat in der heutigen Krise überhaupt tun? Er kann einen intelligenten Kreditmechanismus installieren (wie er das gerade versucht), seine Ausgaben und Steuern um einen Drittel reduzieren (wovon bislang nichts zu hören war) und die Geld- und Kreditpolitik in normale Bahnen zurückführen, damit die Märkte ihre Funktion wahrnehmen können (wovon ebenfalls nichts zu hören war). Alles andere schadet der Bekämpfung der Krise und verschlechtert die Situation zusätzlich.

Martin Janssen ist emeritierter Professor für Finanzmarktökonomie und Unternehmer.



Wer das Sagen hat im Land: Bundesräte Amherd, Keller-Sutter, Sommaruga, Berset (v. l.).

Mais im Bundeshaus

Kantone gegen den Bund, neidische Magistraten, ein Parlament, das sich abschafft, und ein Bundesrat, der sich über seine Partei ärgert. Die Corona-Krise zehrt an den Nerven der Politiker. *Von Hubert Mooser*

Es ist Montag, der 23. März 2020. Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga (SP) hat übers Wochenende die Präsidenten der Kantonsregierungen nach Bern beordert. Der Tessiner Staatsrat hatte zuvor die Schliessung aller Industriebetriebe und Baustellen im Kanton bekanntgegeben und sich über die Notverordnung des Bundesrats hinweggesetzt. Auch die Walliser, Genfer, Waadtländer und Urner waren mit eigenen, verschärften Massnahmen vorgeprescht. Nun will Sommaruga mit Gesundheitsminister Alain Berset (SP) und Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) den Kantonsvertretern noch einmal höflich, aber bestimmt klarmachen, wer zurzeit das Sagen hat im Land.

Vor allem im Tessin kommt das schlecht an. Not kenne kein Gebot, sagten die Tessiner nach dem Treffen. Man denke nicht daran, den Entscheid zurückzunehmen. Dies, obschon der Chef des Bundesamtes für Justiz, Martin Dumermuth, den Kantonen mit finanziellen Folgen drohte. Selbst die sonst stets mit Rücksicht auf die Befindlichkeiten der Kantone regierende Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP) nervt sich inzwischen im trauten Kreis über die widerspenstigen Stände.

Zumindest eine Ausgangssperre, die wohl ebenso zu einem fast kompletten Stillstand führen würde, war im Bundesrat aber durch-

aus ein Thema. Berset hatte sie an einer Sitzung zur Debatte gestellt. Dafür gewesen sei laut Regierungsnahen Kreisen einzig Verteidigungsministerin Viola Amherd (CVP). Sie habe mit einer Studie argumentiert, die von Zigtausenden Toten ausgeht.

Ueli Maurers Widerstand

Es kriselt in diesen schweren Zeiten aber nicht nur zwischen dem Bund und den Kantonen. Auch die Bundesräte sind sich längst nicht immer einig. Am liebsten würden alle nach der Sitzung vor die Medien rennen, heisst es in Bern. Neidisch registrierte man, wer am meis-

An der historischen Sitzung vom 13. März gab es ein Gezerre um die Frage, wer vor die Medien treten soll.

ten Aufmerksamkeit bekomme. Deshalb habe man die Auftritte regeln müssen. Nur wer einen Entscheid kommunizieren kann, darf vor die Fernsehkameras.

An der historischen Sitzung vom 13. März, als die Ausrufung der ausserordentlichen Lage beschlossen wurde, gab es trotzdem ein längeres Gezerre um die Frage, wer nun vor die Medien treten sollte. Wirtschaftsminister Parmelin war zuvor öffentlich unter Druck geraten.

Die FDP hatte ihn mit einem offenen Brief attackiert, und der frühere SP-Präsident Peter Bodenmann hatte die ketzerische Frage aufgeworfen: Wo ist der Wirtschaftsminister?

Tatsächlich hätte Parmelin gerne ein paar Vorschläge präsentiert, aber seine Kollegen bremsten ihn aus. Sie fanden, sein Papier sei noch nicht spruchreif. Stattdessen durfte Amherd die grösste Mobilmachung seit dem Zweiten Weltkrieg ankündigen. Parmelin konnte sein 42-Milliarden-Hilfspaket erst einige Tage später vorstellen, im Beisein von Finanzminister Ueli Maurer (SVP).

Maurer ist der einzige Bundesrat, dem die beschlossenen Notrechtsmassnahmen zu weit gehen. Er wollte nicht gleich das halbe Land lahmlegen, wie es nun passiert ist. Dass er von seiner Partei dabei keine Unterstützung erhielt, soll ihn laut gutinformierten Kreisen ziemlich verärgert haben. In einem Telefonat mit der SVP-Spitze machte er seinem Unmut jüngst Luft, ohne allerdings damit etwas bewirken zu können.

Kaffeekränzchen mit Sommaruga

Tatsächlich haben sich die Parteien und damit das Parlament aus der Debatte weitgehend zurückgezogen. Während in Deutschland oder Österreich die Legislative über die getroffenen Massnahmen und das Hilfspaket berät, hat sich in der angeblichen Musterdemokratie Schweiz das Parlament freiwillig unter Quarantäne gestellt. Die sogenannte Verwaltungsdelegation beschloss am 19. März, dass nur noch Sitzungen von Kommissionen und Delegationen stattfinden, die für die Mai- und Junisession als «dringend» eingestufte Geschäfte beraten. Als dringlich gelten Aufgaben zur Bewältigung der ausserordentlichen Lage.

Das wollen einzelne Parlamentarier wie der Baselbieter SP-Nationalrat Eric Nussbaumer je länger, je weniger akzeptieren. «Sechs Leute entscheiden über ein 42-Milliarden-Franken-Hilfspaket für die Wirtschaft», kritisiert er. Das könne nicht sein. Gemeint sind die Mitglieder der Verwaltungsdelegation: Nationalratspräsidentin Isabelle Moret (FDP), Ständeratspräsident Hans Stöckli (SP), die Nationalräte Andreas Aebi (SVP) und Irène Kälin (Grüne) sowie die Ständeräte Thomas Hefti (FDP) und Alex Kuprecht (SVP).

Es denken aber längst nicht alle Parlamentarier so wie Nussbaumer. Der Luzerner Ständerat Damian Müller (FDP), der ebenfalls unzufrieden ist mit der Situation, wurde von rechts bis links öffentlich kritisiert, weil er vorgeschlagen hatte, den Parlamentsbetrieb nach Luzern zu verlegen. Die Parteien geben sich offenbar zufrieden damit, dass Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga die Präsidenten zum Kaffeekränzchen einlädt. Es dürfte bei diesem Treffen deshalb deutlich ruhiger zu- und hergehen als jüngst bei der Aussprache mit den Kantonsvertretern. ○

Jugend

Grounding der Generation Easyjet

Reisen nach Berlin, New York und Bali liegen für junge Schweizer in weiter Ferne. Dank Corona besinnen sie sich auf die Grundwerte des Lebens – mit Musik auf dem Balkon. Von Yaël Meier

Skype-Call mit drei Freunden. Wir treffen uns jetzt täglich um halb sechs vor unseren Computern. Vor mir steht ein mittlerweile kalter Tee, bereits der dritte, der heute vergessen ging. Sobald unsere vier Gesichter auf dem Bildschirm erscheinen und wir uns erkundigt haben, ob alle noch gesund seien, wird es erstmals still. Es ist ein komisches Gefühl, ohne Pläne ins Wochenende zu starten. Es ist Samstagabend, und vor Corona sässen wir jetzt sorglos an einem WG-Esstisch, öffneten gerade die erste Flasche Prosecco, während wir darüber diskutierten, welche Party wir später mit unserer Anwesenheit beehren würden. Jetzt aber beginnt Klara zu jammern, weil ihre Reise nach Bali abgesagt wurde, auf die sie sich so sehr gefreut habe.

Spaziergänge am Strand in Indonesien, ein kurzer Weekendtrip nach Berlin oder vielleicht spontan Geburtstag feiern in New York? So sieht er aus, der ganz normale Sommer im Leben einer zwanzigjährigen Schweizerin. Der Blick aus dem kleinen Flugzeugfenster lässt Landesgrenzen verschwimmen; wohin wir wollen, wissen wir nicht, weil die Welt uns offensteht – bis zum Frühling 2020. Denn jetzt ist sie zu. Nicht nur Reisepläne verpuffen, auch die Welt, wie wir sie kannten, scheint täglich eine andere zu werden, für Tausende von jungen Schweizern.

Alles gerät ins Wanken

Jetzt unterbricht Luca Klaras Klage. Er nervt sich über ihre Ambivalenz; sie sei es doch, die bei Klima-Demos immer an vorderster Front stehe und uns allen das Umsteigen aufs Zugfahren predige. «Sieh es doch positiv!», zischt der 21-Jährige. Wenn Klara nicht aus dem Land fliege könne, täten es andere ebenso wenig. Das tue der Umwelt gut, das sei doch ihr Fünfhundert-Franken-Billigflug wert. Es gäbe zudem wichtigere Probleme in dieser Krise als verpasste Reisen. Betrübtes Schweigen folgt im Skype-Call. Erneut.

Luca finanziert sein Studium als Fotograf. Ein Grossteil seines Einkommens verdient er

durch Events, an denen er fotografiert. Wie ihm geht es vielen Freunden in unserem Umkreis. Ihre Studentenjobs fallen weg, Selbständigen und Kreativen fehlen die Aufträge, andere erreichten die letzte Runde des Bewerbungsverfahrens für den Berufseinstig, die nun abgesagt worden ist. Bis jetzt glaubten wir, dass nach unserer Top-Ausbildung eine tolle Karriere auf uns warten würde, dazu Sicherheit. Unser Leben war sorglos, und plötzlich gerät alles ins Wanken.



«You may say I'm a dreamer.»

«So geht Zukunft»

Krisen und Katastrophen kommen vor, aber im Ausland. Die Schweiz ist klein, reich und neutral. Egal, was passiert, uns betrifft es nicht. Mit dieser Gewissheit sind wir aufgewachsen. Fabian, der kürzlich seinen 20. Geburtstag feierte, ergreift das Wort. Er sieht das Positive in jeder Situation und liest uns einen hoffnungsvollen Artikel vor, der gerade viral geht. Matthias Horx, ein Zukunftsfor-

scher, schreibt, wie wir uns wundern werden, sobald die Krise vorbei ist; wenn alles nicht so schlimm war wie gedacht. Fabian beendet nach zehn Minuten seine Vorlesung mit dem Satz «System reset. Cool down! Musik auf den Balkonen! So geht Zukunft.» Und wir denken nach.

Alle träumen wir von einer möglichen Zukunft, philosophieren über die entschleunigte Welt, die uns näher zu uns selbst bringt, uns kreativ werden lässt und die Wichtigkeit der Familie beweist. Kurzzeitig ist alles genau wie vor dem Auftreten des Coronavirus. Trotz des Bildschirms zwischen uns und den sorgenvollen Hintergedanken. Über das gleiche Gesprächsthema hätten wir auch ohne die Krise gerätselt; der einzige Unterschied ist aber, dass zuvor surreale Gedanken plötzlich vorstellbar und echt werden. Nach drei Stunden verabschieden wir uns, noch immer träumend, genau dann, als John Lennon durch die Lautsprecher in meinem Zimmer singt: «You may say I'm a dreamer. But I'm not the only one.»

Yaël Meier, 19, ist Mitgründerin der Generation-Z-Beratungsfirma «Zeam».

Der achte Bundesrat

Der zurückhaltende, melancholisch wirkende Arzt und Beamte Daniel Koch begleitet die Schweiz durch die aufwühlendste Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg. Was sagt seine Beliebtheit über das Land aus? *Von Erik Ebnetter*

Es heisst, in der Krise zeige sich der Charakter eines Menschen. Wahrscheinlich gilt das auch für ein Land. Fast täglich verliert Daniel Koch vom Bundesamt für Gesundheit die jüngsten Fallzahlen: Wie viele Personen haben sich mit dem neuen Coronavirus angesteckt, wie viele sind daran gestorben? Manche sagen, der kahle, hagere Koch mit den verschatteten Augen erinnere sie in diesen Momenten ein wenig an Schnitter Tod, die Figur aus dem Volkslied, die mit gewetzter Sense die blühenden Blumen heimsucht. Doch anders als der Sensenmann wird Koch mit jedem Auftritt beliebter.

Wenn Jean Rudolf von Salis die Stimme war, die die Schweizer durch den Zweiten Weltkrieg begleitete, ist Daniel Koch das Gesicht, das die Bevölkerung durch den gegenwärtigen Ausnahmezustand führt. Er sei «zu einer Art achtem Bundesrat» aufgestiegen, befand die *NZZ am Sonntag*. Der *Tages-Anzeiger* würdigte Kochs «tiefe Stimme», seine «Ruhe» und «Gelassenheit» und bezeichnete ihn als «Antihelden», der immer dort sei, wo es gerade brenne. Autor Peter Rothenbühler schrieb ihm einen offenen Brief: «Wenn Sie morgen ankündigen würden, der Weltuntergang werde am Wochenende eintreffen, würden wir unser Testament machen und denken, wenn das der Koch sagt, wird es wohl stimmen.» Die *Schweizer Illustrierte* nannte ihn sogar das «Gesicht der Zuversicht».

Wie das Land, dem er dient

Wie ist der erstaunliche Erfolg zu erklären? Hätte ein Kommunikationsberater die Aufgabe gehabt, eine Person für diese sensible Rolle auszuwählen – Repräsentant des nationalen Gesundheitssystems in einer weltweiten Gesundheitskrise –, er hätte sich kaum für den melancholisch wirkenden Koch entschieden. Man kann sich auch nur schwer vorstellen, dass ein Mann wie Koch in Amerika, Grossbritannien, Frankreich oder Deutschland so populär hätte werden können wie in der Schweiz. Er ist kein Charismatiker, wie ihn die Amerikaner lieben, kein brillanter Exzentriker, wie ihn die Briten schätzen, auch kein eleganter Redner, wie ihn die Franzosen mögen, nicht einmal ein Freund klarer Ansagen, wie ihn die Deutschen achten. Daniel Koch wirkt wie das Land, dem er dient: unaufgeregt und verlässlich.

Vermutlich ist es kein Zufall, dass in der Schweiz, wo die Berufsbildung so viel zählt wie kaum irgendwo sonst, ein Fachmann und

kein Politiker zum Kopf der Krise avancierte. Koch studierte Medizin in Bern und promovierte mit einer Arbeit über die Therapie der Gürtelrose, eines Hautausschlags, der durch Viren ausgelöst wird. Danach war er einige Jahre lang als Assistenzarzt für Gynäkologie im Wallis tätig, ehe er zum Internationalen Komitee vom Roten Kreuz nach Genf ging und mehrfach in Kriegsgebiete entsandt wurde. Seine schrecklichsten Erlebnisse hatte er in Sierra Leone («Hände wurden abgehackt»). Dass er schon andere Krisen überstanden hat, verschafft ihm nun Vertrauen.

Grenzen seiner Geduld

Seit 2002 arbeitet Koch beim Bund, wo er zunächst die Sektion Impfungen leitete. So ruhig er heute auch wirkt, kam er damals doch an die Grenzen seiner Geduld. Manchen Impfgegnern attestierte er «sektiererische Züge» und weigerte sich, mit ihnen zu diskutieren. Einmal sagte er, keine andere Massnahme habe ähnlich viel Leid zu verhindern geholfen wie das Impfen. Nun, da die ganze Welt auf einen

Dass er schon andere Krisen überstanden hat, verschafft ihm nun Vertrauen.

Impfstoff gegen das neue Coronavirus hofft, klingt dieser Satz aktueller denn je. Noch als Impfverantwortlicher gehörte Koch zur Taskforce, die sich 2003 mit der Sars-Pandemie befasste (ebenfalls ausgelöst durch ein Coronavirus). Einige Jahre später übernahm er die Abteilung Übertragbare Krankheiten. Im April wird er 65, wobei zurzeit unklar ist, ob er nicht doch über die Pensionierung hinaus im Amt bleiben wird.

Dass Koch als hochgelobter Kommunikator abtreten würde, war nicht vorherzusehen. Als sich ab 2005 die Vogelgrippe stark ausbreitete, empfahl der Bund jedem Haushalt, einen Maskenvorrat anzulegen. Man lancierte mit den Grossverteilern sogar eine Verkaufskampagne. Auf der Verpackung war ein Hinweis angebracht, dass die Masken nicht vor Viren in der Luft schützen würden. Zudem war ein Ablaufdatum aufgedruckt, obschon es immer hiess, die Masken seien eine halbe Ewigkeit lang haltbar. Die Verunsicherung in der Bevölkerung war gross, die Kritik in den Medien bissend: «Wie viele Pannen leisten Sie sich noch, Herr Koch?», wollte der *Blick* wissen.

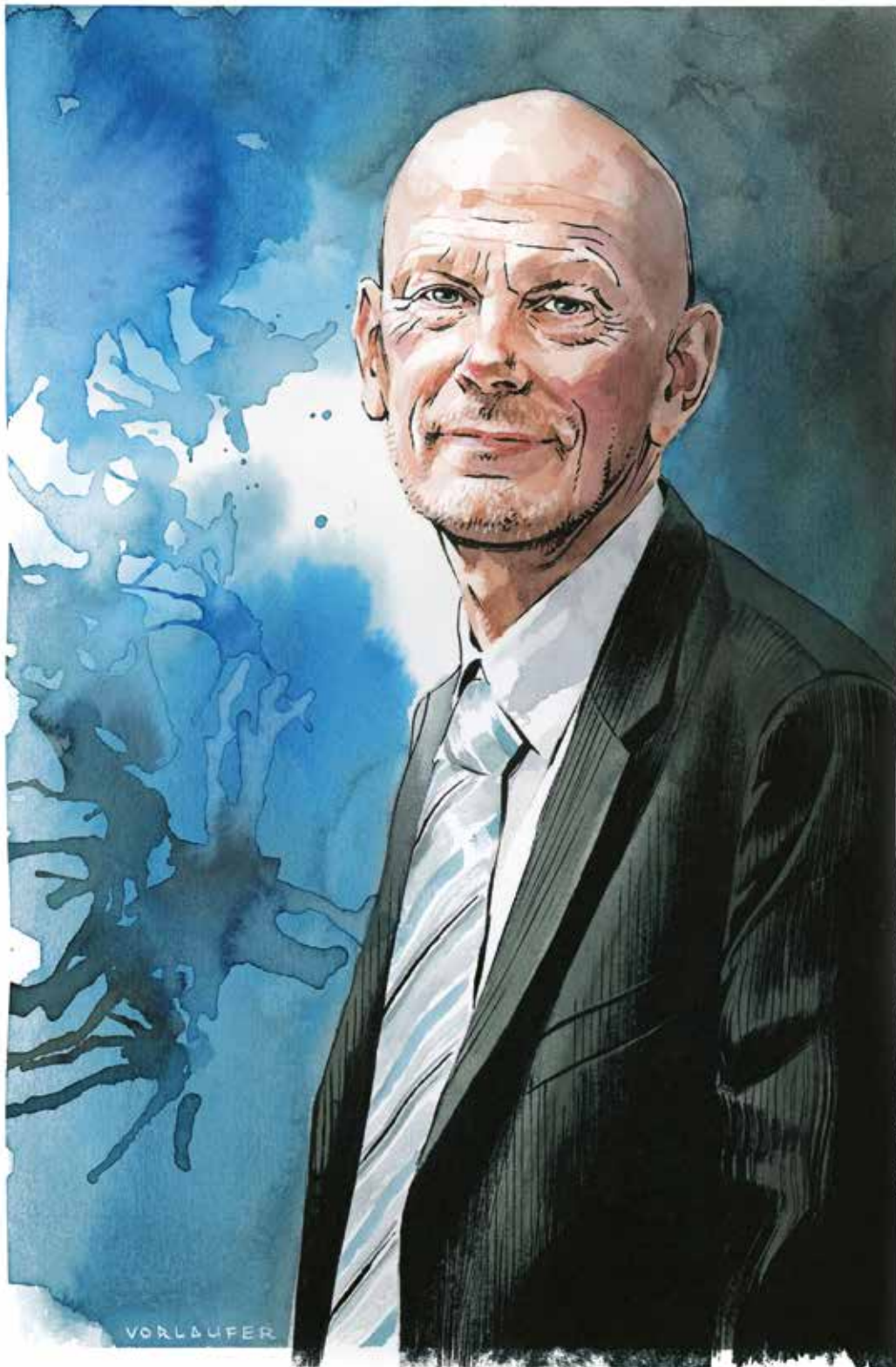
Koch verteidigte sich kaum: «Dass wir in der Kommunikation einige Dinge besser hätten machen können, geben wir zu.»

Inzwischen präsentiert er sich abgeklärter. Nachdem sich im Frühling 2006 acht Mitglieder einer indonesischen Familie mit dem Vogelgrippevirus infiziert hatten, musste man damit rechnen, dass das Virus einen Weg gefunden hatte, sich einigermaßen leicht von Mensch zu Mensch zu bewegen. Damit stieg das Risiko einer Pandemie. Koch sagte 2007 rückblickend: «Als wir zuerst davon hörten, haben wir ein Wochenende lang schon ziemlich unruhig geschlafen.» Solche Aussagen sind ihm heute nicht mehr zu entlocken. Er esse genug, schlafe genug, fühle sich fit, versichert er, wenn sich besorgte Journalisten und Bürger wieder einmal nach seinen täglichen Routinen erkundigen. Selten dürfte die Öffentlichkeit am Wohlbefinden eines Beamten grösseren Anteil genommen haben. Der *Blick*, der ihn einst hart kritisiert hat, lobt ihn nun als «ruhig und besonnen». Die Schweiz ist zusammengerückt.

«Anbetungshaltung»

Wie wichtig die Kommunikation in der Krise sein kann, weiss Koch. «Im Pandemiefall wird es sicherlich eine grosse Herausforderung sein, den richtigen Ton zu treffen», sagte er schon 2007. Dies gelte aber nicht nur für den Bund, sondern auch für die Medien. Über mangelnden Support bei den Journalisten kann er sich nun nicht beklagen. Selbst die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens, bekannt für ihre angriffigen Interviews, hielt sich bei Koch zuletzt auffallend zurück. Das wird nicht nur goutiert: PR-Berater Klaus J. Stöhlker, ein vehementer Kritiker der bundesrätlichen Notrechtsmassnahmen, spricht von einer «Anbetungshaltung» gegenüber Koch, den er ironisch einen «Corona-Helden» nennt.

Natürlich ist Stöhlker mit seinen Einwänden nicht allein. Wer sich fast täglich äussert, bietet fast täglich neue Angriffsflächen. Dass Koch die Situation im Kanton Tessin als «dramatisch» bezeichnete, störte den Leiter des Tessiner Spitalverbandes Paolo Ferrari: «Herr Koch schätzt die Lage im Tessin wohl nicht ganz korrekt ein. Vermutlich aufgrund fehlender Informationen über den neusten Stand der Dinge», sagte er zur *NZZ*. Ferrari fügte allerdings hinzu, dass Koch wohl «eine Alarmglocke für alle Schweizer Bürger läuten möchte, wenn er die Situation im Tessin als äusserst



Man kritisiert den General nicht mitten in der Schlacht: Spitzenbeamter Koch.

kritisch beschreibt». Die Aussage ist beispielhaft für den medialen Umgang mit Koch: Er gilt als der Mann mit dem «derzeit wohl verantwortungsvollsten Job der Schweiz», um das Nachrichtenportal Watson.ch zu zitieren, und soll seine Arbeit in Ruhe machen können. Anders formuliert: Man kritisiert den General nicht mitten in der Schlacht.

Lob für den Bundesrat

Koch selber wiederum tut alles, um die Massnahmen der Behörden positiv darzustellen. Er lobt sogar ausdrücklich den Bundesrat («ex-

trem gute, extrem weitsichtige Politik»), was für einen Beamten unüblich ist. Normalerweise enthalten sich diese öffentlich jeder politischen Wertung. Hingegen beantwortete er die Frage, ob der Bund auf die Pandemie genügend vorbereitet gewesen sei, in der «Rundschau» nur ausweichend: «Es ist jetzt nicht der Moment, in dem man sich fragen soll, ob das Maskenlager gut oder schlecht geführt war. Solche Diskussionen muss man auf die Zeit nach der Krise verschieben und die richtigen Lehren daraus ziehen.» Seiner Popularität tut dies keinen Abbruch.

Dass Koch so gut ankommt, dürfte viel mit seinem zurückhaltenden Auftreten zu tun haben. Das wird in einem erzrepublikanischen, direktdemokratischen Land wie der Schweiz geschätzt. Gefragt, ob es nicht noch massivere Massnahmen brauche – zum Beispiel ein Ausgangsverbot –, wiegelt Koch öffentlich ab: «Ich halte das für einen gefährlichen Ansatz.» Spricht er von «Obrigkeit», formt er mit seinen Fingern zwei Anführungszeichen. Ob schon man dem Bundesamt für Gesundheit nicht immer zu Unrecht vorwirft, die Bürger erziehen zu wollen, ist bei Koch die Unlust am Vorschreiben fast mit Händen zu greifen.

Hinzu kommt, dass dieser Bescheidenheitsgestus nicht aufgesetzt wirkt. Wenn Koch et-

Seine Weltläufigkeit, gepaart mit Bodenständigkeit, verbindet ihn mit vielen Schweizern.

was nicht weiss, räumt er dies ein und verspricht, die Information nachzureichen. Langjährige Weggefährten beschreiben ihn als uneitel, was sich mit dem Eindruck der meisten Fernsehzuschauer decken dürfte. Seine Sakkos sind ihm oft etwas zu gross, und seine Krawatten stammen «aus bereits vergessenen Zeiten», wie es der *Tages-Anzeiger* formulierte. Wenn es sein muss, steht Koch auch mit Winterstiefeln vor eine Fernsehkamera. Ob gewollt oder nicht, vermittelt er so die Botschaft, immer im Einsatz zu sein und seine Zeit nicht mit Äusserlichkeiten zu verplempern.

Freundlicher, eigenwilliger Nachbar

Was ihn mit vielen Schweizern verbindet, ist eine gewisse Weltläufigkeit, gepaart mit Bodenständigkeit. Nach Aufenthalt in Afrika und Südamerika wohnt er nun in Köniz bei Bern, wo seine Karriere mit dem Erwerb des eidgenössischen Diploms in Humanmedizin ihren Anfang nahm. Er hat drei Hunde, zwei Töchter sowie einen Enkel und betreibt gerne Ausdauersport. Beim Canicross, wo Hund und Herrchen als Team auftreten, hat er es in seiner Alterskategorie bis zum Europameister und Vizeweltmeister gebracht. Auch das hilft ihm nun in der öffentlichen Wahrnehmung: Was er macht, macht er offenbar richtig.

Tritt Koch im Fernsehen auf, wird man das Gefühl nicht los, der eigenwillige, aber freundliche, ruhige Nachbar habe sich vor die Kamera verirrt. Das ist in der egalitären Schweiz kein Nachteil. Wer hier politisch erfolgreich sein will, muss nicht charismatisch sein und nicht brillant, nicht eloquent und auch nicht dominant. Es reicht oft schon, als verlässlicher Fachmann zu gelten. So kommt es, dass der zurückhaltende Herr Koch in kürzester Zeit landesweit beliebt wurde, obschon man sich wünscht, er würde möglichst schnell wieder vom Bildschirm verschwinden. ○

Ihr Home-Office ist draussen

Während das Land praktisch stillgelegt ist, arbeiten die Bauern weiter und sorgen für Lebensmittel in den Regalen. In der akuten Krise zeigen sich die wahren Stärken unserer Mentalität: Nie abheben – und tun, was zu tun ist. *Von Peter Keller*

Während die Leute in die Läden stürmen und Lebensmittel horten, ist Daniel Weber, 46, frühmorgens wie immer auf seinen Feldern unterwegs. Mit gutem Schuhwerk, am Gürtel das Handy griffbereit, auf dem Kopf eine Wollmütze. Sein Landwirtschaftsbetrieb liegt tief im Berner Seeland über den Hängen des südlichen Bielersee-Ufers, und selbst jetzt, in dieser verrückten Corona-Zeit, ist man einen Moment lang nur überwältigt von der ruhenden Schönheit dieser Landschaft.

Weber grüsst freundlich und auf Distanz, sein «Home-Office» ist nach wie vor draussen, mit den ersten Frühlingstagen kommt noch mehr Arbeit auf die Bauernfamilien zu. «Es gibt doch den schönen Satz <Und wenn morgen die Welt untergeht, würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen.>» Weber grinst etwas verschmitzter, als es gerade angebracht wäre... und klärt dann auf: «Wir sind dabei, 1800 Apfelbäume zu setzen.» Hier wird dem Weltuntergang sehr konkret getrotzt.

«Eine tüchtige Familie, fest gewurzelt in der Erde», heisst es beim Berner Volksdichter Jeremias Gotthelf. Mit seinem Bruder führt Daniel Weber einen klassischen Familienbetrieb. Jeder packt an, allen voran Ehefrau Astrid, die vier Söhne, der «Senior», und sogar der Grossvater, 102-jährig, lebt auf dem Hof. Dreissig Hektaren, mehrheitlich Obstkulturen, etwas Ackerbau. «Die Früchte unserer Arbeit, wortwörtlich, verkaufen wir direkt, hauptsächlich an den Wochenmärkten.» Nur sind diese durch den Bundesrat geschlossen worden. «Jetzt hocken wir auf der Ware.» Aber Webers jammern nicht, sie handeln. Der Hofladen wurde umgehend erweitert, die Werbung in den sozialen Medien hinaufgefahren. Das Kernobst können sie noch länger einlagern, bis der Betrieb umorganisiert ist und das Angebot greift.

Bauernhof wird Schulzimmer

Die schmale Passstrasse schlängelt sich von Schwyz hinauf zur Ibergeregge. An so schönen Tagen wie heute wäre das nahe Skigebiet eigentlich proppenvoll und Marcel Dettling, 39, mittendrin am Bedienen der Sesselbahn. Jetzt ist wegen des Coronavirus alles anders – und doch nicht. Der Skibetrieb wurde eingestellt, trotzdem sind viele Radfahrer und Autos unterwegs, Motorräder knattern über die beliebte Bergstrecke. Auch für Dettling, der seinen Kanton für die SVP im Nationalrat vertritt, geht das Leben und vor allem die Arbeit weiter. Sein Betrieb liegt auf 1100 Metern, raues Kli-



«Ist das wirklich ökologischer?»: Bauer und Jodler Fischer, bei Stans.

ma, lange Winter. Er ist gerade auf dem Weg zum Stall, um die zwanzig «Bänzen», Schafe, auf die Weide zu lassen, die hinter dem Gebäude steil nach oben geht. Um ihn herum hüpfen Julia, Eliane und Remo. Sie haben jetzt zu

«Grundsätzlich sind wir mit der Landwirtschaft wieder dort, wo wir hingehörten.»

Hause Schule, wobei ihr liebstes Klassenzimmer schon immer der Bauernhof war, selbst im Spielzimmer sind ein Stall und kleine Traktoren zu sehen. Die Kinder wachsen mit der Arbeit ihrer Eltern auf, schauen zu, übernehmen erste Aufgaben, lernen anzupacken. Hier wird die mentale Kraftreserve angelegt für die wichtigste Schweizer Erfolgsmischung: Bodenständigkeit und Eigenverantwortung.

«Es gibt keinen Bauern bei uns in Oberiberg, der nicht einen Nebenjob hat. Ich habe eine Tellerwäscherkarriere hinter mir», sagt Marcel Dettling lachend, der als Küchenhilfe im Tourismus angefangen hat und nun seit vier Jahren für die Bergbahnen arbeitet. Auf dem Betrieb produzieren sie Schafffleisch und mästen Kälber. Hier spüren sie unmittelbar den Zusammenbruch, die Hälfte ihres Kalbfleisches ging bisher an die Gastronomie. «Das ist jetzt

unsere grösste Sorge: Wohin gehen wir mit dem Fleisch? Sonst haben wir betrieblich kein Problem. Wir haben noch Diesel, Pflanzenschutzmittel, hofeigenen Mist und Dünger, wir bereiten die Felder für den Sommer vor, damit wir Lebensmittel herstellen können, so dass die Regale voll bleiben.» Seine hellblauen Augen blinzeln in die Sonne. «Jetzt wollen wir unseren Beitrag leisten, wie wir das in den vergangenen Jahren schon wollten.» Auch er und seine Frau Priska haben sofort begonnen, ihren Online-Verkauf ab Hof zu verstärken.

«Jetzt schauen wir halt im ganzen Betrieb»

Zur Chäisermatt von Norbert Fischer, 51, führt ein kleines Strässchen. Sein Talbetrieb ist nur halb so gross wie die Bauernhöfe der beiden anderen, aber die gute Qualität des Bodens, das flache Gelände erlauben ihm eine intensive Bewirtschaftung – soweit es die gegenwärtige Agrarpolitik noch zulässt. Diese will mehr Ökologie und Extensivierung statt Lebensmittelproduktion und verteilt Millionen Franken für Steinmäuerchen, Holzlattenzäune und andere «Landschaftsqualitätsbeiträge», wie diese Prämien im Verwaltungsjargon heissen.

Wie vielerorts in der Schweiz, fressen sich die angrenzenden Wohnquartiere immer näher an die schmale Landwirtschaftszone



Jeder packt an: Seeländer Obstbauer Weber.

zwischen Stans und Oberdorf. Fischers führen einen Biobetrieb mit 2000 Legehennen, 24 Milchkühen, dazu kommen rund 150 Hochstammbäume. Die Hygieneempfehlungen des Bundesamts für Gesundheit (BAG) sind hier quasi vorgegeben. «Im Hühnerstall sind wir es wegen der Salomonellengefahr gewohnt, sorgfältig zu arbeiten. Kleider und Stiefel werden immer gewechselt im Stallgebäude. Jetzt schauen wir halt im ganzen Betrieb und zu Hause.»

Norbert, seine Frau Andrea und der Lehrling arbeiten wie sonst, die Zulieferung funktioniert, Eier und Milch würden abgeholt. «Nur wenn ich mit dem Güllewagen auf der Strasse unterwegs bin, merke ich, dass es viel weniger Verkehr hat», sagt Fischer mit einem Schmunzeln. Und die wöchentliche Jodelprobe und die Auftritte sind auch bis auf weiteres abgesagt. «So isch s Volch in üsem Ländli, wiene Arve, härt und starch; ruch und treu, nach usse ruppig, aber gsund im tüfschte March», komponierte Hans W. Schneller (1893–1982). Fischers Kinder haben bereits eine Berufslehre abgeschlossen oder sind in der Ausbildung.

Gerne mehr Freiheiten

Obstanbau im Berner Seeland, Fleischproduktion im Berggebiet, Biobetrieb im Tal – so vielfältig wie die Schweiz, so unterschiedlich zeigt sich auch die hiesige Landwirtschaft. Und sie steht immer wieder im Zentrum erregter Debatten. Besonders im vergangenen Jahr: «Auf Tausenden Schweizer Bauernhöfen werden Tiere vernachlässigt» (*Tages-Anzeiger*), «Bauern verschmutzen ungestraft Schweizer Grundwasser» (*Blick*), «Landwirtschaft: Wie die Milliarden verpuffen» (*NZZ*). Wie haben die drei Bauern diese grün und wirtschafts-

liberal motivierten Kampagnen erlebt? Das Ganze sei vor allem medial getrieben, darin sind sich alle einig. Die Wertschätzung habe jedoch gelitten und Sorge für unschöne Szenen. «Durch unsere Betriebe führen viele Wanderwege. Wenn Leute neben der Strasse gehen und du sie aufforderst, nicht durchs Gras zu laufen, heisst es: «Das geht dich überhaupt nichts an, wir zahlen euch schon die Beiträge.»», erzählt Marcel Dettling.

Natürlich gebe es Problemfelder, sagt Norbert Fischer, wie in jeder anderen Branche auch. «Aber nur auf die Landwirtschaft zu schiessen, wie etwa bei den Pestiziden, ist unehrlich.»

Trotz vieler Verbesserungen würden die Forderungen immer extremer, wie beispielsweise die Trinkwasserinitiative. «Ich habe für meinen Biobetrieb nachgerechnet. Obwohl ich ja heute schon viele Auflagen zu erfüllen habe, müssten meine Hühner weg.» Dafür würden die Eier künftig aus den Niederlanden hierhergekartt. «Ist das wirklich ökologischer?»

Der liberale Think-Tank Avenir Suisse prangerte noch im Januar das «Privilegienregister» der Schweizer Bauern an und kritisierte den Begriff Versorgungssicherheit: Dieser würde viel zu sehr den Selbstversorgungsgrad ins Zentrum rücken, statt dass man auf Agrarfreihandel und Importketten setze. Marcel Dettling verzicht kurz den Mund und meint dann: «Jetzt sind die gleichen Leute froh, findet man in den Regalen noch etwas zu essen.»

Ebenfalls noch vor Ausbruch der Corona-Krise hat der Bundesrat seine Botschaft für die künftige Agrarpolitik verabschiedet. Daniel Weber macht deutlich, dass diese AP22+ auch ohne die jetzigen Ereignisse ein «Totalversagen» des Bundesamtes für Landwirtschaft sei. Die Vorlage komme «komplett politisiert» daher und sei voller Veränderungen, die keine Verbesserungen brächten. Zudem würde mit ihr der Selbstversorgungsgrad nochmals deutlich sinken.

Aber Weber ist zuversichtlicher gestimmt als auch schon: «Grundsätzlich sind wir mit der Landwirtschaft wieder dort, wo wir hingehörten. Wir sind ein Teil der Gesellschaft, wir sind ein Teil der Lösung, und wir sind nicht das einzige Problem.» Und wohin soll es gehen? «Im Ganzen hätte ich gerne mehr Freiheiten», sagt Norbert Fischer und macht sich auf in Richtung Stall. Es ist Zeit zum Melken. ○



«Tellerwäscherkarriere»: SVP-Nationalrat Dettling, Oberiberg.



Wird die Solidarität zwischen Jung und Alt, Gesund und Krank überstrapaziert? Institutsleiterin Baumann-Hölzle.

Bewusstsein für die Endlichkeit

Wer wird im Spital behandelt, wenn zu wenig Intensivplätze zur Verfügung stehen?
Ein Gespräch mit der Medizinethikerin Ruth Baumann-Hölzle.

Von Katharina Fontana

Seit Tagen bereiten sich die Schweizer Spitäler auf den Corona-Ernstfall vor. Auf das italienische Szenario, dass es zu einem Massenzustrom von schwerkranken Viruspatienten kommt, die man nicht alle intensivmedizinisch behandeln kann, weil die entsprechenden Plätze knapp sind oder zu wenig Personal verfügbar ist. Die Schweizerische Akademie der Medizinischen Wissenschaften hat letzte Woche zusammen mit der Schweizerischen Gesellschaft für Intensivmedizin in ihren Richtlinien präzisiert, wie die Ärzte die Triage vornehmen müssen: Priorität bekommen jene Patienten, die mit Hilfe der Intensivtherapie kurzfristig bessere Überlebenschancen haben.

Die Intensivplätze in den Spitälern werden für alle Patienten – egal, ob Virusranke oder solche, die wegen eines Herzinfarkts oder Schlaganfalls Intensivpflege benötigen – nach denselben Kriterien verteilt. Da jeder Mensch

punkto Leben und Gesundheit gleich viel gilt, spielt es keine Rolle, ob es sich beim Patienten um einen Schweizer, um einen EU-Bürger oder um einen Asylsuchenden handelt, ob er allgemein oder privat versichert ist und ob er arbeitet, Steuern zahlt oder sein Leben vom Staat finanziert wird. Auch das Alter ist per se kein Kriterium, ob jemand bei einem Engpass Intensivpflege erhält oder nicht. «Wir sind alle gleich viel wert, unabhängig davon, ob wir vierzig oder achtzig Jahre alt sind», sagt Ruth Baumann-Hölzle, Medizinethikerin, Leiterin des Instituts Dialog Ethik und viele Jahre Mitglied der Nationalen Ethikkommission im Bereich Humanmedizin. «Als biologisches Kriterium kann das Alter aber sehr wohl eine Rolle bei den Entscheidungen spielen. Ein achtzigjähriger Patient mit schweren Vorerkrankungen hat biologisch gesehen geringe Erfolgchancen, die Intensivpflege mit künstlicher Beatmung zu

überstehen. Seine Prognose ist meist ungünstig, das ist bei der Triage zu berücksichtigen.»

Sterbenlassen ist Spitalalltag

Dass Ärzte in Notsituationen Menschenleben gegeneinander abwägen und möglicherweise auf Intensivpflege angewiesene Patienten sterben lassen müssen, ist dramatisch und hoch-emotional. Allerdings gehört dies, unabhängig von der Corona-Krise, zum Spitalalltag. Schon heute werden nicht alle Menschen durch die Medizin gerettet, die eigentlich zu retten wären. «Das <natürliche Sterben> ist heute seltener geworden. In zwei Dritteln der Fälle ist der Tod medizinisch absehbar, und bei vierzig Prozent davon wird ein Entscheid getroffen, medizinische Massnahmen abzustellen oder zu unterlassen», sagt Ruth Baumann-Hölzle. «Eine andere Situation ist die Triage, wie etwa in der Katastrophenmedizin. Dort muss stets ent-

schieden werden, wer zuerst gerettet werden soll und wer nicht. Die Mittel im Gesundheitswesen sind begrenzt, man muss eine Auswahl treffen. Am deutlichsten sieht man das in der Transplantationsmedizin, wo sich die Frage stellt, wer das lebensnotwendige Organ bekommen soll.» Anders gesagt: Die Corona-Krise ist zweifellos ausserordentlich, doch die damit verbundenen Fragen um Rationierung, Priorisierung und Sterbenlassen stellen für die Medizin nicht Neuland dar.

In der öffentlichen Debatte herrscht – derzeit zumindest noch – der Tenor vor, dass die Gesundheit der Bevölkerung das höchste Gut sei und im Kampf gegen das Coronavirus allen anderen Interessen vorgehen müsse, auch den ökonomischen. Eine Kosten-Nutzen-Rechnung anzustellen und die wirtschaftlichen gegen die gesundheitlichen Auswirkungen aufzurechnen, gilt als moralisch fragwürdig. Das mag wesentlich damit zusammenhängen, dass man die direkten Konsequenzen des Coronavirus täglich sieht; die Bilder aus Italien, wo Tausende Tote zu beklagen sind, gehen unter die Haut. Die Folgen, die das staatlich verordnete Herunterfahren des öffentlichen Lebens auf die Wirtschaft und die Gesellschaft haben werden, sind dagegen noch nicht wirklich sichtbar. Doch man muss davon ausgehen, dass es zu einer schweren Rezession kommen wird, dass Arbeitslosigkeit, Geldprobleme und damit verbunden psychische Krankheiten wie Depressionen markant zunehmen und unzählige Menschen auf lange Zeit niederdrücken werden. Auch das bedroht die Gesundheit und das Leben der Menschen.

Sind die Interessen vor diesem Hintergrund richtig gewichtet? Darf man das Ziel der Pandemiebekämpfer, die Ausbreitung des Virus – koste es, was es wolle – einzudämmen, in Zweifel ziehen? «Der Satz von Arthur Schopenhauer <Gesundheit ist nicht alles, aber ohne Gesundheit ist alles nichts> ist weise. Gesundheit ist ein hohes Gut, aber wir setzen das Leben und die Gesundheit nie absolut. Würden wir das tun, müssten wir zum Beispiel sofort auf das Auto- und Velofahren verzichten. Sicherheit kann nicht total sein, das wäre nur in einem totalitären System möglich», sagt die Ethikerin. «Ob der Staat im Kampf gegen das Virus zu hart in das Leben der Bevölkerung und in die Freiheitsrechte eingreift, werden wir wohl erst im Nachhinein beurteilen können. Bei der Corona-Krise versuchen wir eine Massenkarambolage zu vermeiden, damit wir möglichst alle Patienten angemessen behandeln und genügend Rettungskräfte vor Ort sein können. Wenn die Krise dagegen lange andauert und es zum wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenbruch kommt, dann wird man sich später fragen müssen, ob die Entscheide angesichts der Auswirkungen vertretbar gewesen waren.»

Der Bundesrat erwartet von der gesamten Bevölkerung, sich zum Schutz der Risiko-

gruppen – der Älteren und der Kranken – zu isolieren. Wie lange der Corona-Ausnahmestandard dauern wird und ob die vorerst bis zum 19. April befristeten Restriktionen auf diesen Zeitpunkt hin tatsächlich enden werden, weiss man nicht. Wird die Solidarität zwischen Jung und Alt, Gesund und Krank damit nicht überstrapaziert? Nein, meint Ruth Baumann-Hölzle. «Dass eine Gesellschaft, die sonst derart kommerzialisiert ist, in dieser Ausnahmesituation die Solidarität mit den Schwachen priorisiert, ist beeindruckend. Handkehrum muss man von den Risikogruppen einfordern, dass sie sich nun wirklich aus der Öffentlichkeit zurückziehen. Mir geben eher die langfristigen Auswirkungen zu denken. Die direkte Begegnung mit anderen Menschen ist existenziell für ein gutes Leben. Wir haben schon heute grosse Probleme mit der Einsamkeit. Wenn die Vereinzelung und die Virtualisierung des Lebens als Folge des Corona-Notfalls noch stärker zunehmen werden, wenn man noch mehr online einkauft, online unterrichtet oder von zu Hause aus arbeitet, muss man sich schon fragen, welches am Ende die gesamtgesellschaftlichen Folgen hinsichtlich des guten Lebens sein werden.»

Das gute Sterben

In Italien, wo bereits seit Wochen ein – nun nochmals verschärftes – Ausgehverbot gilt und die Menschen in ihren Wohnungen ausharren, sind vereinzelt auch kritische Stimmen zu hören. So etwa jene von Giorgio Agamben, einem der führenden Philosophen Italiens, der das Notstandsregime vehement ablehnt und jüngst in einem Beitrag in der NZZ monierte, dass die panisch gewordene Gesellschaft an nichts anderes mehr glaube als ans eigene Überleben und bereit sei, praktisch alles dafür zu opfern: Familie, Freundschaften, Arbeit.

Haben die Menschen den Umgang mit Krankheit und Tod verlernt, fehlt das Bewusstsein für die eigene Endlichkeit? «Unabhängig vom Coronavirus sollten wir uns viel intensiver mit der Frage auseinandersetzen, wie wir leben und wie wir sterben wollen, wir müssten vermehrt über unseren Umgang mit den medizinischen Möglichkeiten der Lebenserhaltung nachdenken», findet Ruth Baumann-Hölzle. «Intubiert auf einer Intensivstation zu sterben, ist kaum die Vision eines guten Sterbens, auch wenn es manchmal unvermeidbar ist. Die Menschen sollten deshalb mit ihren Bezugspersonen darüber sprechen, was für sie am Lebensende wichtig ist, und dies in einer Patientenverfügung festhalten: Wann sie sich Intensivtherapie vorstellen können, wann sie darauf verzichten und palliativ behandelt werden wollen. Ich hoffe, dass diese Krise uns dazu ermutigt, miteinander auch über das gute Leben und das gute Sterben zu reden – und nicht nur über die Zahl der Intensivplätze.» O

Hollywood

«Immer wieder»

Stars in der Selbstisolierung: «Es ist beängstigend», sagt Geburtstagskind Bruce Willis.

Mein Freund, Kinolegende, Bruce Willis begeht seinen 65. Geburtstag (Risikogruppe) in Selbstisolierung: «Die Situation ist beängstigend!» Verliert Hollywood 20 Milliarden Dollar durch Corona? Vermutlich. Die Kinos tragen weltweit Trauer. Die besten Filme gibt es eh schon. Bruce Willis' Lieblingshits?

1. «Dr. Strangelove or: How I Learned to Stop Worrying and Love the Bomb» von Stanley Kubrick; mit Peter Sellers und George C. Scott. Geniale Atomkriegssatire in romantischem Schwarzweiss! Bruce: «Ich verehere Scott!»

2. «Raging Bull» von Martin Scorsese mit genialem Robert De Niro. Boxer-Tragödie! Bruce: «Das guckte ich immer und immer wieder an.»

3. «Lawrence of Arabia» von Regie-Genie David Lean mit Peter O'Toole, Alec Guinness, Anthony Quinn und Omar Sharif. Ein Monumental-Epos in 3 Stunden und 48 Minuten!

Bruce Willis ist eine unterschätzte Legende – geboren in einer kleinen Stadt in Germany, im Keller eines Reihenhauses. Manchmal landet sein Gulfstream-Privatjet inkognito in der Nähe von Idar-Oberstein (bei Trier). Seine Mutter ist Deutsche, sein Vater war US-Soldat: «Dann gucke ich mir mein Geburtshaus an – und bin dankbar, dass ich so viel Glück hatte im Leben! Ich hätte auch in die Gosse abbiegen können ...»

Er hat gestottert, bis er fünfzehn war. Seine Therapie war das Schultheater. Als Barman wurde er entdeckt. Mit 33 sein Welterfolg: «Die Hard». Sein Paradies heute: seine karibische 30-Millionen-Strandvilla auf Parrot Cay (Caicos-Inseln).

Sein Glück sind seine fünf Töchter (5, 7, 26, 28, 31): «Als ich Vater wurde, wurden fast alle anderen Probleme unwichtig und lächerlich!»

Wir beide sasssen einmal eine lustige lange Nacht an der Bar des Pariser Hotels «Georg V» (seine Tochter hatte ihn versetzt). Er liebt Wodka Tonic (Absolut & Schwepes). Er trägt am liebsten Levi's-Jeans und weisse Masshemden. Seine Anzüge entwirft der Linkshänder selbst und lässt sie in Paris bei Charvet schneidern – wie Hemingway. Plötzlich kam Ron Wood von den Rolling Stones rein. Um 3 Uhr früh sass Bruce am Steinway und spielte und sang «Under the Boardwalk». Yippie-Ya-Yeah, Schweinebacke.

Norbert Körzdörfer

Blüten, die sich in der Not entfalten

Die Welt befindet sich gerade im Stillstand, der weitere Lauf scheint ungewiss. Belagert von Krankheit und Krise, entdecken sich die Menschen neu.

Von Michael Bahnerth



Infiziert vom Virus der Menschlichkeit.

Gerade als wir anfangen, zu denken oder zu glauben, dass wir die Konditionen des Menschseins fast beliebig erweitern und mit dem Manipulieren des Erbgutes zu ewig gesunden und kaum mehr sterblichen Wesen werden könnten, als wir begannen, Feinmechaniker im Handwerk Gottes zu sein, machte sich ein Virus auf und legte die Welt und des Menschen manisch-sehnsüchtiges Streben nach Gesundheit und Unsterblichkeit wie in Ketten.

Gerade als der Mensch begann, seine grosse, beinahe schon ultimative Vision in Angriff zu nehmen und Designer seines Schicksals und Master seiner Evolution zu werden, kam das Coronavirus, dieses Virion, das 20000-mal kleiner ist als ein durchschnittliches Sandkorn. Das nicht als Lebewesen eingestuft wird, sondern das nur Leben nimmt, jeden Tag mehr zurzeit noch, so viele, dass da und dort die Toten des Tages nicht mehr mit Leichen-, sondern in der Dunkelheit mit Militärlastwagen abtransportiert werden müssen.

Der Mensch steht inzwischen unter erweitertem Hausarrest und strahlendem Himmel und blickt aus dem Fenster auf leere Strassen und Plätze, auf die sich gerade auflösende Welt und den Tod. Er kann noch Lebensmittel einkaufen, auf die Post gehen, auf die Bank und in die Apotheke, er muss noch arbeiten, sonst ist alles verwaist. Noch viel schneller als sein irgendwann zum Problem werdender Haarwuchs wächst seine Angst mit jedem Blick auf das Draussen, das trotz Sonnenschein ist wie ein regnerischer Sonntag, der auf einen Feiertag fällt. Eine Tramfahrt vermittelt ihm das Gefühl, in einem dieser verzweifelt einsamen Bilder von Edward Hopper zu stecken. Und wenn er in den Himmel blickt, sieht er mehr Vögel als Flugzeuge. Er, der vom Fliegen träumte, steht da ohne Flügel. Er, der sich aufmachte, die Grenzenlosigkeit auszumessen, findet sich in einer häuslichen und existenziellen Quarantäne wieder. Der Mensch befindet sich im Belagerungszustand.

Frage von Glück und Pech

Das Virus nimmt uns unsere Freiheiten und Bürgerrechte, die Selbstverständlichkeit eines mehr oder weniger unbeschwerten Daseins, oder was wir einst dafür hielten. Es infiziert unsere Träume, beraubt uns der Möglichkeit des Reisens und des Flanierens durch die Welt, der Möglichkeit, Leute zu treffen auch, Feste zu feiern und das Leben selbst. Wogegen wir jedoch immun sind, was uns nicht und nie genommen werden kann, was wir Covid-19, nebst Isolation, Krankenhausbetten, Beatmungsgeräten und Medikamenten, entgegenstellen können, ist etwas ganz Selbstverständliches, was ein wenig vergessen gegangen schien; Menschlichkeit. Das ist das Absurde am Virus und am Tod, den es in sich trägt; dass es Menschlichkeit mehr sein lässt als eine Sehnsucht und sie zum Leben bringt. Nicht nur das Virus streift durchs Land, sondern

auch eine gelebte Welle von Wärme und Warmherzigkeit, von Hilfsbereitschaft und Dankbarkeit, ein diffuses Gefühl von Demut auch. Der Mensch scheint, bis auf die paar Ignoranten und Idioten, die wie ein unausrottbarer Schädling im Wurzelwerk jeder Zivilisation nagen, ein viel angenehmerer und umgänglicherer zu sein, als er es noch in jenen präviralen Zeiten war, als das Ich die Sonne von allem zu sein schien und in ihrem Schatten das Wir verdunkelte.

Es ist ein Paradoxon der Menschheit, dass wir in der Not unsere Blüten entfalten, während wir in Zeiten des Überflusses und der Unbedrohtheit eher Dornen hervorzubringen scheinen. Natürlich war das schon immer so, bei all den Plagen und Seuchen, die den Menschen in regelmässigen Abständen heimsuchten und ihn in mal grösserer und mal kleinerer Anzahl dahinrafften. Manche sehen darin eine Strafe Gottes oder das Werk des Teufels, andere ein Reinigungskommando der Evolution, aber es ist im Grunde einfach eine Frage von Glück und Pech, dann eine von Vorsicht und Prävention. Je sorgloser und massloser wir wurden in den letzten Jahren und Jahrzehnten, desto anfälliger wurden wir auch. Wir hatten lange Glück, dann kam Wuhan.

Wir zahlen dieser Tage einen hohen Preis für die Wiederentdeckung, dass die grossen Dinge oftmals die kleinen sind und die kleinen die

Das Paradox der Krise: Je mehr wir Distanz halten, desto näher kommen wir uns.

wirklich grossen. Dass Weltwirtschaft und nicht hinterfragter Fortschritt nie eine Festung des Menschen sind, wie es eben die Menschlichkeit ist. Natürlich, das darf man nicht verschweigen, sieht es dann auch wieder anders aus, wenn es keine Lebensmittel mehr gäbe und darum gekämpft werden müsste, wenn da gar keine Sicherheit mehr wäre; dann würde der Mensch das dünne Gewand der Zivilisation, des Humanismus und der christlichen Werte abstreifen und Dinge für sein eigenes Überleben tun, die wir uns nicht vorstellen möchten.

Es ist immer dieselbe Mechanik; in Zeiten ohne Plagen oder Krieg verliert der Mensch ein Mass von Zurückhaltung und Rücksicht, und die Fahrt, die er nach der Not aufgenommen hat, wird zur blinden und, in ihren letzten Kurven, zur lebensgefährlichen und zerstörerischen Raserei. Und dann fliegt die Karre mit der Menschheit drauf aus der Kurve, und wenn wir Glück haben, verletzen sich oder sterben nur ein paar, während die Unversehrten sich daranmachen, die Karre zu reparieren und wieder Fahrt aufzunehmen. Und nach ein paar vorsichtigen Kurven werden wir wieder übermütig und grössenwahnsinnig und vergessen, dass wir gerade knapp an einem Kapitalschaden vorbeigeschlittert sind.

Besteht die Hoffnung, dass wir, nachdem sich das Coronavirus in ein paar Wochen oder in ein paar Monaten ausgetobt hat, umsichtiger auf Fahrt gehen werden? Wir an den eigentlichen Blumen am Wegrand des Seins nicht einfach vorbeirasen, sondern langsamer machen, um an ihnen riechen zu können? Dass wir fragen, ob wir helfen können, anstatt einfach zu schweigen? Dass wir uns erkundigen, wie es Menschen geht, dass wir zuhören, dass wir uns interessieren für etwas anderes ausser uns selbst? Dass wir uns daran erinnern, dass der Smog sich verflüchtigte, als das Virus die Welt regierte; dass ein paar Dutzend Tage Coronavirus mehr für die Umwelt und gegen den Klimawandel bewirkten, als tausend Fridays-for-Future-Kundgebungen dazu je in der Lage wären; dass wir das Frösteln angesichts dieser Realitäten abschüttelten und Gänsehaut bekamen, als wir auf dem Balkon standen und mit vielen andern als Dankeschön für jene, die versuchen, unser Leben zu retten, klatschten?

Zukunft ändert Richtung

Tiefenkrisen nennt die Zukunftsforschung das, was wir gerade durchleben. Phasen in der Geschichte, in denen die Zukunft ihre Richtung ändert oder in denen das, was wir als Zukunft sahen, nur noch ein verschwommenes Bild ist, das zusehends verblasst. Dass wir jetzt, da wir erfahren, wie befreiend es auch sein kann, nicht den halben Tag lang nach Belieben irgendetwas kaufen oder konsumieren zu können, da wir spüren, welche Freiheit und welche Möglichkeit der Ruhe darin liegen; dass wir jetzt, da wir nur noch zu uns selber reisen können, zu den eigenen Kontinenten, die gelegentlich ferner schienen als die Kontinente der Welt; dass wir jetzt etwas so verinnerlichen und lernen, dass wir in ein paar Jahren nicht wieder überrollt werden von einem Virus, das sich in einem ranzigen Markt, weit weg von uns und doch sehr nah, auf den Globalisierungspfaden auf Weltreise begibt. Dass wir keine lebensbedrohlichen Szenarien mehr brauchen, um daran erinnert zu werden, was Leben ist und, vor allem, was es ausmacht.

Dass wir, als wir begannen, die verordnete körperliche Distanz zu den andern wahrzunehmen, und gleichzeitig anfangen, uns nach einer Nähe zu den andern zu sehnen, als wir längst verschüttgegangene Freunde und Bekannte und gelegentlich auch Feinde kontaktierten, als wir dazu übergangen, nicht mehr kumulativ zu kommunizieren, sondern, ja, irgendwie wahrhaftig, uns wahrscheinlich besser fühlten als zuvor. Dass wir jetzt, da wir gesehen haben, dass das Modell der Welt, das wir gebastelt hatten in den letzten Jahrzehnten, weder gross noch grossartig ist, ausser als Geldmaschine für multinationale Konzerne, sondern so fragil und anfällig wie die Blätter der gerade blühenden Magnolien, die jetzt der Kälte zum Opfer fallen werden. Dass wir jetzt, da wir all dies gesehen haben, infiziert bleiben vom Virus der Menschlichkeit und der Vernunft. ○

Lagebericht aus der Sperrzone

Als internationales Auto-Imperium ist Emil Frey von der Corona-Krise stark betroffen. Geschäftsführer Gerhard Schürmann verlangt vom Bundesrat eine Überprüfung der Beschränkungen. Für die Zeit nach der Krise ist er zuversichtlich – falls es gelingt, die Arbeitslosigkeit tief zu halten. *Von Florian Schwab*



Stillstand im Zürcher Niederdorf.

Dem Chef der Emil-Frey-Gruppe geht es derzeit wie vielen: Grosse Teile seiner Arbeit versieht Gerhard Schürmann von daheim aus. Seine wichtigsten Instrumente: Telefon und Internet. Insgesamt funktioniere das gut, «aber es kommt immer wieder zu Unterbrüchen im Netz». Offensichtlich sei die Breitband-Infrastruktur nicht auf diesen Fall ausgelegt.

Während des Gesprächs mit der *Weltwoche* ist die Verbindung glücklicherweise einwandfrei: Wie wirkt sich die Corona-Krise auf die Automobilwirtschaft aus? Welche Wirtschaftspolitik braucht es jetzt? Und was sind die Perspektiven für eine spätere Erholung? Als Geschäftsführer von Emil Frey hat Schürmann beste Einblicke in das aktuelle Geschehen. Das Unternehmen besitzt und betreibt in über zehn Ländern Autoimporteure, Autohäuser und Reparaturbetriebe. Der Umsatz beträgt in normalen Zeiten unbestätigten Schätzungen zufolge rund eine Milliarde Franken monatlich.

Lob für Maurer und Parmelin

Von den Problemen, welche das Coronavirus in der Automobilbranche verursacht, sei die überlastete Internet-Infrastruktur im Home-Office natürlich eines der kleineren, sagt Schürmann. «Wir haben eine noch nie da-

gewesene Situation.» Ein Grossteil der europaweiten Aktivitäten der Gruppe sei durch behördliche Anordnung stillgelegt. «In Frankreich geht durch die weitgehende Ausgangssperre gar nichts mehr.» Hierzulande sei man zum Glück in einer viel besseren Situation.

In der Schweiz funktionierten die Werkstätten und der Autohandel per Internet und Telefon, allerdings auf einem viel tieferen Niveau als gewöhnlich. «In der aktuellen Lage tätigen die Kunden weniger grössere Anschaffungen, und die Reparaturen werden teilweise aufgeschoben.» Erschwerend kommt dazu, dass in manchen Kantonen die Strassenverkehrsämter den Betrieb eingestellt haben. «Wenn ein Arzt dringend ein neues Auto braucht, wird es schwierig», so Schürmann.

Für die Schliessung sämtlicher Läden durch den Bundesrat am vorvergangenen Montag hat der Emil-Frey-CEO grundsätzlich Verständnis: «Ich bin kein Virologe und vertraue

darauf, dass das gerechtfertigt war.» Auch die Sicherstellung der flüssigen Mittel über ein durch den Bund abgesichertes Kreditprogramm der privaten Banken begrüsst der Automanager. Viele Industrie- und Handelsbetriebe hätten ein zeitlich relativ eng getaktetes Wechselspiel von finanziellen Ansprüchen und Verbindlichkeiten. Die Ware werde beim Lieferanten bezahlt, wenn sie bereits teilweise wieder verkauft sei. «Wenn man nichts mehr verkaufen kann, dann kann man unter Um-

«Die oberste Priorität muss es sein, die Leute im Arbeitsverhältnis zu halten.»

ständen seinen Lieferanten nichts mehr zahlen.» Bei der Überbrückung dieses in manchen Firmen bestehenden Liquiditätsproblems helfe das angekündigte Kreditprogramm. «Die Bundesräte Maurer und Parmelin haben ein weitherum beispiellos intelligentes Paket kreiert», so Schürmann.

Doch ungeachtet der staatlichen Hilfen – dazu gehört auch die Kurzarbeitsentschädigung, die Emil Frey für viele Angestellte in Anspruch nimmt – bleiben die Unternehmen auf massgeblichen Kosten sitzen. Die Kurzarbeitsentschädigung der Arbeitslosenversicherung decke maximal 80 Prozent der Löhne. 20 Prozent zahle das Unternehmen selber. Dazu kommen die Arbeitgeberbeiträge, die weiterlaufen. «Der Eindruck, die Arbeitslosenversicherung trage alle Personalkosten, ist falsch», so Schürmann. Von den übrigen Fixkosten gar nicht zu sprechen.

Um die Wirtschaft während der Krise am Leben zu erhalten, müsse der Staat «zulassen, dass weitergearbeitet wird, wo immer das verantwortungsvoll möglich ist». Eine allgemeine Ausgangssperre würde weitere Betriebsschliessungen

auslösen, was «Gift für die Volkswirtschaft» wäre. «Ein Schliessen der Banken wäre zum Beispiel katastrophal.» Im Gegenteil, Schürmann wünscht sich vom Bundesrat, dass die-



Corona-Krise als Augenöffner: Manager Schürmann.

ser beim verordneten Ladenschluss über die Bücher geht. Bei der Einführung habe man zu wenig Zeit gehabt, um eine differenzierte Regelung zu treffen – «das sollte jetzt nachgeholt werden». Mit geeigneten Vorkehrungen könne man gewisse Läden wieder öffnen. «Ich denke beispielsweise an Kleiderläden. Will man warten, bis im Juni die Frühlingmode praktisch nichts mehr wert ist?» Stattdessen sei es doch viel besser, beispielsweise die Anzahl Kunden zu begrenzen, die sich gleichzeitig in einem Laden aufhalten können. «In den Auto-Showrooms haben wir selten eine Vielzahl von Kunden aufs Mal.» Schürmann hofft, dass er «spätestens am 20. April» die Autohäuser wiedereröffnen kann, «lieber früher».

Antrieb des Aufschwungs

Wie schnell sich die Wirtschaft vom Corona-Schock erhole, hänge davon ab, wie intakt die Firmen am Ende noch seien und wie viele Leute ihren Arbeitsplatz verloren hätten. «Die oberste Priorität muss es sein, die Leute im Arbeitsverhältnis zu halten.» Andernfalls ginge es sehr lange, bis der private Konsum nach der Krise wieder in Schwung kommt. «Wer seine Arbeit verloren hat, kauft erst wieder ein, wenn er einen neuen Job hat.» Und das könne sehr lange dauern – speziell, wenn die Krise viele Firmen dahinrafft. Auch psychologisch sei es wichtig, dass «möglichst viele Leute positiv auf den Neustart nach der Krise schauen können».

Schürmann wünscht sich, dass die Automobilindustrie zu einem Antriebsmotor des irgendwann kommenden Aufschwungs wird. Das Coronavirus habe gezeigt, dass eine einseitige Fokussierung auf den öffentlichen Verkehr ein Irrweg sei. «Der ÖV hat jetzt bedauerlicherweise eine Krise erlebt, wie sie beim Individualverkehr zum Beispiel durch einen Ölschock ausgelöst würde.» Um auf künftige Krisen vorbereitet zu sein, brauche es ein gleichberechtigtes Miteinander der beiden Systeme.

Von der Schweizer Politik erwartet der Emil-Frey-Geschäftsführer zudem, dass sie nach der Krise einen klaren Fokus auf die rasche wirtschaftliche Erholung legt. «Dabei würde es helfen, wenn die CO₂-Regulierungen in der Automobilbranche auf ein umweltpolitisch vernünftiges, aber technisch und wirtschaftlich machbares Mass beschränkt würden.» Eine Abkehr von den unrealistischen CO₂-Zielen auf europäischer Ebene und von der überhasteten Elektrifizierung des Strassenverkehrs wäre auch ein Rettungsanker für die Automobilhersteller in der EU, die jetzt alle ihre Produktion auf null heruntergefahren haben. Und für ihre Zulieferer, von denen viele in der Schweiz beheimatet sind. «Die Corona-Krise sollte hier zum Augenöffner werden», so Schürmann. ○



Brief ausLima

Sitze hier in Lima fest, totale Ausgangssperre, *rien ne vas plus*, und das ist kein Spass hier in Peru. Die Strasse gehört, wie zu alten Zeiten, bewaffneten Soldaten, mit denen man sich besser nicht anlegt. Aber es geht mir gut, habe genug zu essen, tolle Nachbarn. Um mich braucht sich keiner Sorgen zu machen. Sorgt euch lieber um die drei Viertel der 32 Millionen Peruaner, die dem sogenannten informellen Sektor angehören. Fast alle haben zwar irgendeine Arbeit, aber eben keine formelle, sie leben mehr oder weniger von der Hand in den Mund. Für sie ist der Lockdown eine existenzielle Katastrophe.

Ich befürchte, hier in Peru wird dieser Lockdown mehr Menschen töten, als das Virus je umbringen könnte. Die Regierung hat zwar angekündigt, diese Woche 2,75 Millionen Familien – zirka einem Viertel der Bevölkerung –, die als arm gelten, je 380 Soles (110 Dollar) Nothilfe auszuhändigen. Klingt erst mal wunderbar. Angeblich hat man die Bedürftigen dank dem Zensus bereits identifiziert. Im Internet kann jeder die Nummer seines Personalausweises eingeben und schauen, ob er zu den Glücklichen gehört. Falls ja, bekommt er gleich mitgeteilt, wann er das Geld in welcher Bankfiliale abholen kann. Für den Gang zur Bank ist eine Person im Haushalt (in der Regel die Mutter, denn sie verwaltet hier das Geld) von der Ausgangssperre ausgenommen.

Riesige Schlangen

Doch man sollte die Tücken der Bürokratie in dieser Weltgegend nie unterschätzen. Vor den Bankfilialen bildeten sich sofort riesige Schlangen. Dummerweise werden diese Woche auch die Renten für die Pensionierten und Kranken ausbezahlt. Und die haben das Geld auch bitter nötig. Man erreicht also genau das, was man verhindern wollte: Die Alten und Verletzlichen vermischen sich mit den Ungefährdeten stundenlang in Warteschlangen. Der perfekte Herd für die Verbreitung des Virus.

Das grosse Elend steht allerdings erst bevor, wenn die Quarantäne vorbei ist. Millionen von Menschen aus dem «informellen Sektor» werden ihre Mieten, Stromrechnungen und Kredite nicht mehr bezahlen können. Nun fordern zwar die ersten Populisten (an denen es hier noch nie gemangelt hat) die Streichung aller Zahlungsverpflichtungen für die Dauer von drei Monaten, wie dies die Regierung von El Salvador bereits (unter internationalem Applaus) verfügt hat. Klingt auch gut, doch es wird wohl dazu führen, dass Tausende von Unternehmen bankrott-



Leben von der Hand in den Mund: Lima.

gehen und Millionen von Vermietern ihre eigenen Rechnungen auch nicht mehr zahlen können. Man braucht wahrlich nicht viel Fantasie, um sich die Folgen dieser Negativspirale vorzustellen.

Alles zum Schutz der Reichen

Nun wissen wir aus der Erfahrung, dass sich jedes Prozent Wirtschaftswachstum gerade in Lateinamerika direkt auf die Lebenserwartung der Bevölkerung auswirkt. Sobald die Menschen mehr Geld haben, ernähren sie sich besser, sie zeugen weniger Kinder, geben mehr für die Bildung aus und beginnen sich sogar für Dinge wie Umweltschutz zu interessieren. Das Gleiche gilt für den Staat: Auch er muss das Geld, das er für Schulen, Spitäler und Soziales ausgibt, erst generieren. Vieles hat sich in den letzten Jahrzehnten gebessert, doch es sterben immer noch Jahr für Jahr Tausende von Peruanern an Malaria, Dengue- und Gelbfieber, Typhus, Tuberkulose sowie anderen Krankheiten, die man verhindern könnte. Betroffen sind fast nur die unteren Schichten. Für sie ist das Coronavirus eine abstrakte Bedrohung unter vielen konkreten. Aber der Lockdown wurde schliesslich auch nicht für die Armen verfügt, sondern zum Schutz der Reichen, die sich ausnahmsweise auch mal betroffen fühlen.

Alex Baur



Hoffnung auf mehr Solidarität: Geschichts- und Zukunftsdenker Harari.

«Nach der Krise werden wir in einer anderen Welt leben»

Ganze Länder seien ein riesiges soziales Versuchslabor, sagt Historiker Yuval Noah Harari. Nun brauche es eine globale Führung. Der israelische Wissenschaftler über internationale Kooperation, Epidemien und Zukunftsoptionen. *Von Pierre Heumann*

Er gilt als einer der einflussreichsten Denker unserer Zeit. Seine Bücher führen die Bestsellerlisten an. Im Gespräch über die Corona-Krise warnt der israelische Historiker Yuval Noah Harari davor, dass die Epidemie zwei Werte untergraben könnte: die Demokratie und den Rechtsstaat. Dennoch ist er zuversichtlich. Das, was wir jetzt erlebten, sei «ein riesiges Experiment, das wir sonst nicht gewagt hätten. Und wir können daraus viel lernen für die Zeit nach der Krise.»

Die Menschheit sei nie zuvor stärker gewesen als jetzt, schreiben Sie in Ihrem Buch «21 Lektionen für das 21. Jahrhundert». Angesichts der Corona-Krise: Sind Sie immer noch so zuversichtlich?

Wir haben zwar ein System aufgebaut, das die Möglichkeiten von Epidemien ignoriert. Wir haben sie beim Bau unserer Welt nicht berücksichtigt, weil wir glaubten, dass das Gesundheitssystem in der Lage sein werde, der Ausbreitung der Epidemie einen Riegel zu schieben. Wir sind mächtig und stark – aber eben nicht dermassen mächtig und

stark. Unsere komplexe Gesellschaft ist viel zerbrechlicher als diejenige im Mittelalter. Aber wir sind besser ausgerüstet als je zuvor in der Geschichte der Menschheit, um Antworten auf diese Art von Epidemie zu finden. Wenn man sich mitten in der Krise befindet, sieht es natürlich nicht danach aus. Doch wir haben alles, was wir benötigen, um sie zu überwinden.

Was macht Sie da so sicher?

Während früherer Epidemien war die Unwissenheit das Schlimmste, zum Beispiel während der Pest im Mittelalter. Niemand wusste damals, weshalb die Menschen starben, wie sich die Krankheit ausbreitete und was man dagegen unternehmen könnte. Heute ist das anders. Es dauerte bloss zwei Wochen, bis das Virus, das die Epidemie verursacht, und seine genetische Sequenz identifiziert und eine verlässliche Testmethode entwickelt waren, um die Krankheit zu erkennen.

Diese Kenntnis mag freilich noch nicht wirklich zu beruhigen.

Weil wir im Laufe unseres Lebens noch nie so etwas erlebt haben. Sogar meine Grossmut-

ter, die jetzt 98 Jahre alt ist, hat eine derartige Krise nie durchgemacht. Sie wurde kurz nach der Spanischen Grippe von 1918 geboren.

Sehen Sie eine neue Ära der Selbstversorgung vor uns und ein Ende der Globalisierung?

Das wäre eine grosse Katastrophe. Denn viele Länder sind heute nicht in der Lage, sich selber zu ernähren. Wenn man den internationalen Handel unterbindet, würde das zu einer Massenhungersnot und zu Unruhen auf den Strassen führen. Wer glaubt, dass nach dem Ende der Epidemie jedes Land zum Selbstversorger werden müsse, zieht die falschen Schlüsse.

Weshalb?

Erstens wird das keinen Schutz vor künftigen Epidemien bieten. Epidemien breiteten sich schon im Mittelalter aus, als es weder Flugzeuge noch Kreuzfahrtschiffe gab, sondern bloss Pferde oder Esel, um sich fortzubewegen. Man muss bis ins Steinzeitalter zurückgehen, um eine Gesellschaft zu finden, die vor Epidemien vollkommen geschützt war, weil sie isoliert war. Zweitens ist nicht Isolation, sondern Information das Gegenmittel ge-

gen eine Epidemie. Wir brauchen verlässliche und gute Informationen, sowohl auf der Ebene von Ländern als auch von Individuen. So können Länder, die mit der Epidemie bereits Erfahrungen gesammelt haben, andere Länder über die Symptome und über effektive Gegenmassnahmen informieren. Natürlich müssen wir die Grenzen im Epidemiefall schliessen, aber das sollte nur auf der Basis einer internationalen Kooperation erfolgen.

Was bedeutet das?

Dass man Informationen austauscht. Denn die Probleme europäischer Regierungen sind dieselben, mit denen China, Südkorea oder Taiwan konfrontiert sind. Deshalb kann Europa von diesen Ländern lernen.

Obwohl die politischen und wirtschaftlichen Systeme sehr verschieden sind?

Man muss ja nicht alles eins zu eins kopieren. Ein demokratisches Land wie Taiwan ist gegen die Epidemie sehr effizient, aber anders vorgegangen als China. Es braucht deshalb eine globale Kooperation.

Wird es nach «Corona» eine neue Weltordnung geben?

Auch die EU verfolgt keine gemeinsame Strategie.

Das ist ebenfalls beunruhigend. Denn gerade jetzt hätte die Europäische Union ihren Nutzen unter Beweis stellen sollen, und die einzelnen Staaten hätten einander beistehen müssen. China hat die Krise gemeistert, weil es eine ganze Region abriegeln konnte...

...Sie sprechen von Hubei.

Andere Regionen unterstützten die Provinz Hubei und deren Hauptstadt Wuhan mit ökonomischer Hilfe, medizinischen Geräten oder Nahrungsmitteln. In Europa be-

«Roboter haben den Vorteil, dass sie nicht infiziert werden können.»

stünde die Chance, dasselbe zu tun. Falls sich die einzelnen Staaten nicht gegenseitig helfen, verschlimmern sie nicht nur die gegenwärtige Krise. Es wäre auch ein schrecklicher Rückschlag, vielleicht sogar ein tödlicher, für das Projekt der europäischen Einheit. Falls in einer derartigen Krise jedes EU-Land nur für sich selber sorgt, werden

Ist dies das Ende des Liberalismus?

Ich hoffe nicht. Wer glaubt, dass Diktaturen besser mit dieser Art von Krisen umgehen können als Demokratien, liegt falsch. Das Gegenteil ist der Fall. Eine gutinformierte Bevölkerung, die versteht, was getan werden muss, und die mit den Behörden freiwillig kooperiert, ermöglicht eine viel effizientere Abwehr als eine schlechtinformierte Bevölkerung, die von der Polizei überwacht werden muss. Man kann ja nicht in jede Wohnung einen Polizisten abkommandieren, der kontrolliert, ob man die Hände gut genug wäscht.

Bietet die Krise denn auch Chancen?

Eine grosse Chance sehe ich darin, dass die globale Kooperation intensiviert wird, weil man begreift, dass bei künftigen Krisen ebenfalls eine globale Kooperation nötig sein wird. Zudem experimentieren die Menschen jetzt auf der Mikroebene mit neuen Technologien, und nicht alle sind schlecht. So ist meine Universität...

...die Hebräische Universität in Jerusalem.....

...wegen der Ansteckungsgefahr dazu übergegangen, die Kurse online zu stellen. Ich hoffe natürlich, dass wir eines Tages wieder



Das halte ich für sehr wahrscheinlich.

In welche Richtung könnte es gehen?

Es kann zu mehr Isolationismus und weniger gegenseitigem Vertrauen führen – eine Entwicklung, die wir bereits in den vergangenen Jahren beobachtet haben. Der Trend könnte aber auch in die gegenteilige Richtung gehen, falls die Länder realisieren, wie stark wir alle voneinander abhängig und wie sehr wir denselben Gefahren ausgesetzt sind. Ich hoffe deshalb, dass diese Krise zu einer stärkeren globalen Solidarität führen wird.

Diese Krise ist ein Stresstest für alle Ideologien – ob Liberalismus, Kommunismus oder Sozialismus. Wie schneiden diese im Vergleich ab?

Ich kann den einzelnen Ländern keine Noten geben, dazu fehlen die Daten. Aber eines kann ich sagen: Die internationale Kooperation ist schlecht. Es wurde kein globaler Plan entwickelt. Die USA, die in den vergangenen Jahrzehnten die Rolle eines globalen Leaders innehatten, haben sich im Jahr 2016 zurückgezogen. Das ist schlimm, weil wir eine globale Führung brauchen.

die Staaten, wenn die Krise einmal vorbei ist, ihre Konsequenzen daraus ziehen, weil sie realisieren, dass es nicht funktioniert.

Grundlegende Freiheiten werden eingeschränkt. In Israel oder Taiwan werden beispielsweise Handydaten eingesetzt, um Bewegungsdaten zu erhalten, in anderen Ländern wird das digital tracking ebenfalls diskutiert. Werden Überwachungstechnologien künftig hemmungsloser eingesetzt werden als bisher?

Es ist eine grosse Gefahr, dass das, was jetzt als Notmassnahme beschlossen wird, auch nach der Überwindung der Krise praktiziert wird. Dass Regierungen und Unternehmen neue Technologien benutzen, um Bürger oder Konsumenten zu überwachen und zu manipulieren, ist zwar nicht neu. Wenn wir aber nicht auf der Hut sind, könnte diese Krise eine wichtige Wende in der Geschichte der Überwachung bedeuten. Die Leute haben sich dann ja bereits daran gewöhnt, dass sie überwacht werden und dass es für ihre Gesundheit sogar von Vorteil ist, und sie werden es deshalb eher akzeptieren. Was wir vor zehn Jahren noch für Science-Fiction hielten, ist heute bereits News von gestern.

zu den intimeren Vorlesungen im Hörsaal zurückfinden werden. Aber es ist ein riesiges Experiment, das wir sonst nicht gewagt hätten, und wir können daraus viel lernen für die Zeit nach der Krise. Denn Krisen beschleunigen historische Prozesse. Ganze Länder sind ja jetzt ein riesiges soziales Versuchslabor. In vielen Fällen ersetzen Roboter Menschen, und sie werden nicht verschwinden, wenn die Krise einmal vorbei ist. Denn Roboter haben den Vorteil, dass sie nicht infiziert werden können. Die herrschende Krise verstärkt jetzt einen Trend, der vor einigen Jahren bereits eingesetzt hat. In normalen Zeiten hätte das vielleicht zehn Jahre gedauert, jetzt aber setzt er sich viel schneller durch. Wir werden in einer anderen Welt leben, wenn die Krise vorbei ist.

Yuval Noah Harari, 44, Geschichtspräsident an der Hebräischen Universität in Jerusalem, verknüpft in seiner Bestseller-Trilogie «Eine kurze Geschichte der Menschheit», «Homo Deus» und «21 Lektionen für das 21. Jahrhundert» die Vergangenheit mit der Gegenwart und der Zukunft. Seine jüngsten Studien beschäftigen sich mit makrogeschichtlichen Fragen. Dabei geht es unter anderem um das Verhältnis zwischen Geschichte und Biologie.

Was hat China zu verbergen?

Wochenlang lässt die chinesische Regierung ihr Volk und die Welt über das brandgefährliche Coronavirus im Dunkeln. China-Kenner Gordon Chang erhebt schwere Vorwürfe gegen Peking. Durch Vertuschung und Untätigkeit sei wertvolle Zeit vertan worden, um sich auf das Schlimmste vorzubereiten. *Von Urs Gehrig*



Gratulationen an die eigene Adresse: Chinas Präsident Xi in Wuhan.

Donald Trump hält am Weltwirtschaftsforum (WEF) in Davos eine triumphale Rede auf die amerikanische Wirtschaft. In Kitzbühel trainiert Beat Feuz auf der pickelhaften Streif. Und aus dem fernen China kommen seltsame Bilder, aufgezeichnet in einer Stadt, die bis anhin kaum jemand kannte. Es ist der 23. Januar 2020. Die fremde Stadt heisst Wuhan. Die 11-Millionen-Megacity gleicht einem gigantischen Kasernenhof um Mitternacht. Von der «grössten Quarantäne der Menschheitsgeschichte» ist die Rede. Ein geheimnisvolles Coronavirus mit Namen Sars-CoV-2 breitet sich aus. 571 Menschen hätten sich infiziert, 17 Tote seien zu beklagen.

Bald wird sich zeigen, dass die drakonischen Massnahmen zu spät erfolgten. Ende März hat sich das Coronavirus von China aus um den Globus ausgebreitet, versetzt die Weltwirtschaft in Schockstarre und tötet Tausende von Menschen.

«Das Übel hätte niemals dieses Ausmass angenommen, wenn China vernünftig gehandelt hätte», sagt Gordon Chang, Jurist, Buchautor, Kolumnist und einer der prominentesten China-Kenner in den USA. «Wegen der Geheimhaltung, wegen des Versäumnisses der kommunistischen Regierung, sich rechtzeitig damit auseinanderzusetzen», habe sich die Krankheit wie ein Lauffeuer zu einer Pandemie ausgeweitet.

Rückblende: Am 1. Dezember 2019 wird in Wuhan der erste Fall einer neuen Lungen-

krankheit bekannt. Einen Monat später, Ende Dezember, stellen Ärzte in der Stadt eine erhöhte Zahl von Kranken fest. Die Behörden beschwichtigen. Es gebe keinen Grund zur Annahme, dass die Krankheit unter Menschen verbreitet werden könnte. Doch in den sozialen Medien tauchen Warnungen auf. In einem WeChat-Post teilte ein Dr. Li Wenliang Kollegen mit, dass Patienten in seinem Krankenhaus mit Sars-ähnlichen Symptomen unter Quarantäne gestellt worden seien. Die Regierung bringt ihn zum Schweigen. Er mache sich des «illegalen Akts des Erfindens, Verbreitens von Gerüchten und Störens der sozialen Ordnung» schuldig. (Li zog sich später die Corona-Krankheit zu und starb.)

Peking verweigert Aufklärung

Nach Auftauchen des ersten Falles liessen die chinesischen Behörden mehr als einen Monat verstreichen, bevor sie die Weltgesundheitsorganisation (WHO) über das neue Coronavirus informierten. Erst als am 20. Januar neue Fälle ausserhalb der Provinz Hubei gemeldet worden waren, beschlossen sie zu handeln. Innerhalb weniger Tage wurde die Provinz Hubei, in der fünfzig Millionen Menschen leben, unter Quarantäne gestellt.

«Etwa sechs Wochen lang liess die chinesische Regierung zu, dass sich das Virus in China ausbreitete, und sie liess es sogar zu, dass das Virus China verliess und in die Welt entkam», sagt

Gordon Chang, dessen Vater aus China stammt und der selbst zwei Jahrzehnte in Festlandchina und Hongkong gelebt und gearbeitet hat.

Selbst nachdem China mit der aggressiven Natur des Virus einschlägige Erfahrungen gemacht hatte, «hat die Regierung andere Länder unter Druck gesetzt, die Grenzen für chinesische Touristen offen zu halten, wodurch das Virus in Ländern wie Südkorea verbreitet wurde», so Chang im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Es war komplett unverantwortlich, dies geheim zu halten und die Welt darüber im Dunkeln zu lassen. Das steht ausser Frage.» Damit habe China der Menschheit wertvolle Tage und Wochen geraubt, um sich auf die Katastrophe vorzubereiten.

In einer zurzeit oft zitierten Studie der Universität Southampton in Grossbritannien finden sich Fakten, die diesen Vorwurf untermauern.* «Wenn die Interventionen im Land eine Woche, zwei Wochen oder drei Wochen früher durchgeführt worden wären, hätten die Fälle um 66 Prozent, 86 Prozent beziehungsweise 95 Prozent reduziert werden können, was die geografische Ausbreitung der Krankheit erheblich eingeschränkt hätte.»

Derweil kommen aus Wuhan Erfolgsmeldungen. Der chinesische Staat vermeldet praktisch keine neuen Ansteckungen mehr. Alles sei unter Kontrolle. China hat den Spiess umgedreht. Es hat eine diplomatische und mediale Kampagne lanciert, die darauf abzielt,

die Herkunft des Virus in Zweifel zu ziehen. Kern der Botschaft: «Obwohl sich das Coronavirus von Wuhan aus verbreitet hat, ist sein tatsächlicher Ursprung unbekannt. Wir prüfen derzeit, woher genau es stammt.» Und während man offiziell noch «prüft», zeigt Lijian Zhao, Chinas aussenpolitischer Chefsprecher, mit dem Finger auf den Erzrivalen: «Möglicherweise hat die US-Armee die Seuche nach Wuhan eingeschleust.»

China ist seit Jahrzehnten immer wieder Ausgangspunkt von Epidemien, die weite Teile der Welt heimsuchen. Die Asiatische Grippe forderte von 1957 bis 1958 weltweit ein bis zwei Millionen Todesopfer. 2002/2003 infizierte Sars 8000 Menschen und tötete 800 von ihnen in siebzehn Ländern. Zehn Jahre später tauchte das Virus H7N9 auf, mindestens 1200 Menschen erkrankten, 40 Prozent davon starben. Ausgangspunkt sind oft Lebendtierrmärkte, wo Menschen auf engstem Raum mit allen möglichen exotischen Tieren in Kontakt kommen können.

«Die meisten Krankheiten, die aus China kommen, nehmen ihren Anfang in der Provinz Guangdong im Süden», sagt Chang. Sars-CoV-2 jedoch tauchte zuerst in Zentralchina auf. «In China selbst, aber auch ausserhalb Chinas spricht man davon, dass es sich möglicherweise um ein Virus handelt, das aus dem P4-Labor in Wuhan, dem Wuhan Institute of Virology, entwichen sein könnte.»

Es handelt sich dabei um ein Hochsicherheitslabor, das vor drei Jahren in Wuhan eröffnet worden ist. Hier wird an den gefährlichsten Mikroorganismen der Welt geforscht, den sogenannten BSL-4-Erregern. Dank dem Labor – weltweit gibt es davon bloss eine kleine Zahl – gehören die Chinesen zur globalen Wissenschaftselite in Sachen biologische Bedrohungen. Im Labor wurde unter anderem an Coronaviren experimentiert.

Wenige Kilometer vom Labor entfernt trat Anfang Dezember «Patient null» auf. Purer Zufall? «Ich

schwöre bei meinem Leben, dass das neue Coronavirus nicht aus unserem Labor stammt», liess Shi Zhengli, die stellvertretende Leiterin des P4-Labors in Wuhan, verlauten. Auch ausländische Wissenschaftler zeigten sich überzeugt, dass das Virus aus der Natur stamme.

Doch China verweigert eine lückenlose Aufklärung. Nur so könnte es den Verdacht entkräften, dass dieses höchst aggressive Virus genau an jener Stelle entweichen konnte, wo daran gearbeitet wurde. Zwar habe China ein Team der WHO für zwei Wochen einreisen las-

sen. «Ein Teil des Teams reiste tatsächlich für einen halben Tag nach Wuhan, doch das reicht eindeutig nicht aus, um den Ausbruch oder die Ursachen des Ausbruchs zu untersuchen», sagt Chang. Peking unternehme alles, um ausländische Virologen an der Untersuchung des Ausbruchs zu hindern. «Die Frage, die sich die internationale Gemeinschaft stellen muss, lautet: Was hat Peking zu verbergen?» Die Vermutung stehe im Raum, dass die Wahrheit «besonders hässlich» sei.

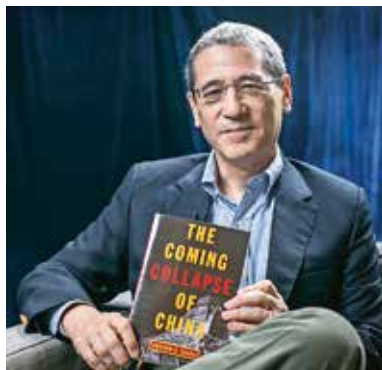
Helfer in der Not?

International werden Stimmen laut, China müsse für die infernalischen Schäden an Menschen, Wirtschaft und Privatbesitz zur Rechenschaft gezogen werden. «Ebenso wie die Unterstützung des Terrorismus, die rechtlich einklagbar ist, könnte eine Regierung, die eine solche rücksichtslose Missachtung und Nachlässigkeit betreibt und eine Epidemie vertuscht, die das Potenzial hat, sich weltweit auszubreiten, rechtlich haftbar gemacht werden», sagte Nitsana Darshan-Leitner, eine in Israel ansässige Anwältin, die darauf spezialisiert ist, terroristische Regimes und deren Sponsoren zu verklagen, zu Fox News.

«Chinas Verzögerung bei der Meldung des Ausbruchs versties gegen internationales Recht», argumentiert Ivana Stradner, Expertin für internationales Recht und nationale Sicherheit am American Enterprise Institute (AEI): «Die Internationalen Gesundheitsvorschriften verpflichten die Mitgliedsstaaten, die WHO über Ereignisse zu informieren, die einen «öffentlichen Gesundheitsnotstand von internationaler Bedeutung» darstellen können.»

China weist jegliche Verantwortung für die globale Havarie von sich. Stattdessen gratuliert sich das Regime zum siegreichen Feldzug gegen das Virus im eigenen Land. Es sieht in den drakonischen Massnahmen, die es in diktatorischer Manier umzusetzen vermochte, den Beweis für die Überlegenheit seines politischen Systems. Mit medialer Begleitmusik inszeniert es sich nun von Italien über Serbien bis Südamerika als Helfer in der Not. Und erinnert dabei an einen Brandstifter, der dem lichterloh brennenden Haus mit ein paar Eimer Wasser zu Hilfe eilt.

*Die im Artikel zitierten Quellen auf www.weltwoche.ch/Dokumente
Das ausführliche Interview mit Gordon Chang auf www.weltwoche.ch/International



Autor Chang.

«Es war komplett unverantwortlich, die Welt im Dunkeln zu lassen.»

Demokratie

Israel macht's vor

Auch bei Ausgangssperre lassen sich Grundrechte wahren. Von Pierre Heumann

Die Massnahmen gegen die Coronakrise gefährden ein demokratisches Grundrecht: die Versammlungsfreiheit, damit auch Demonstrationen. So hat der Schweizerische Gewerkschaftsbund die schweizweit geplanten Anlässe zum 1. Mai abgesagt, weil sich «unter den aktuellen Umständen keine Kundgebungen planen lassen».

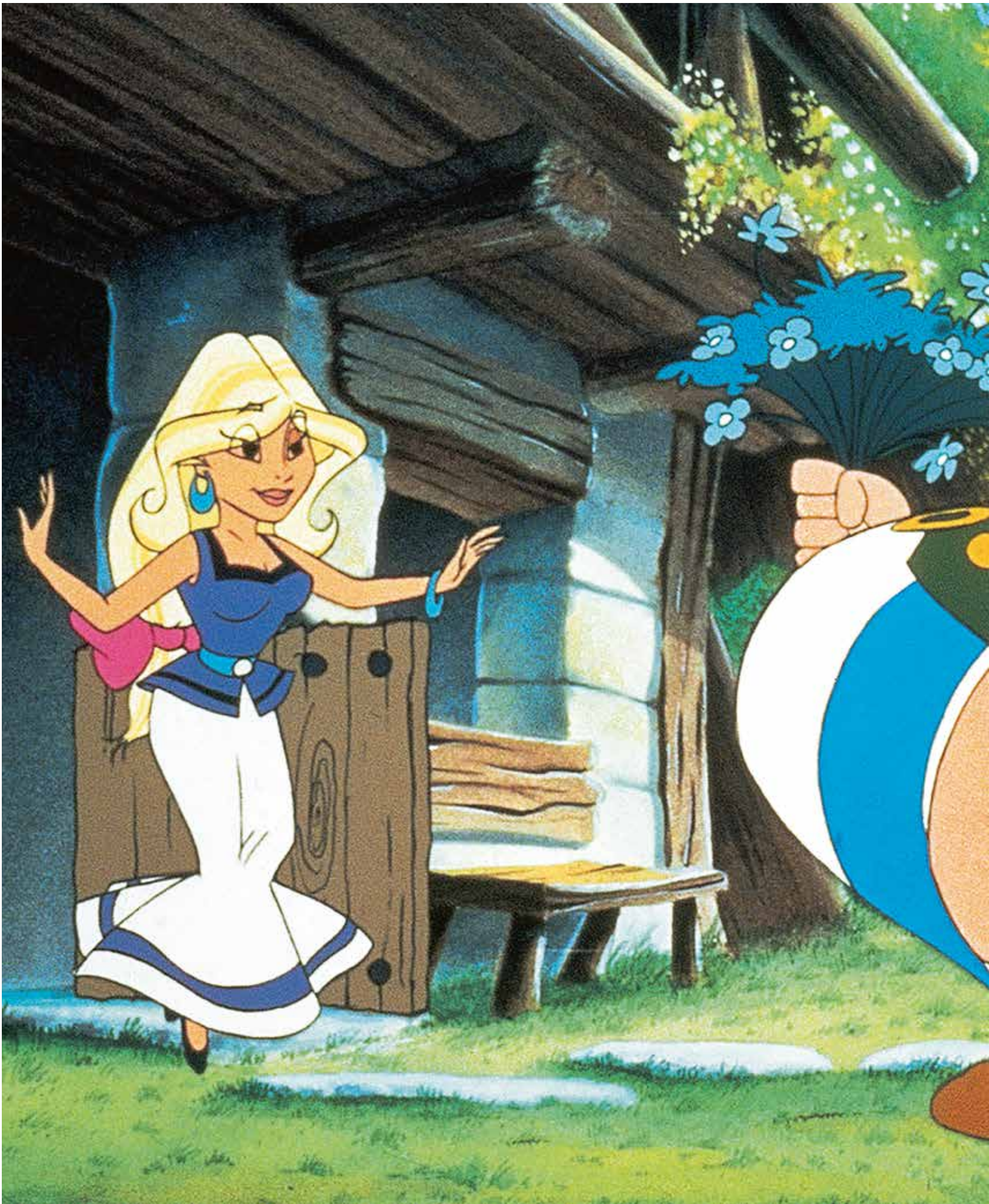
Den Genossen kann geholfen werden. Sie müssen sich dazu allerdings an Israel orientieren, einem Land, dem die Linke gerne kritisch gegenübersteht. Weil auch dort Menschenansammlungen derzeit verboten sind, haben sich pfiffige Aktivisten am vergangenen Wochenende etwas einfallen lassen. Ihr Ziel war ein Protest gegen die Regierung des amtierenden Regierungschefs Benjamin Netanjahu. Sie werfen ihm vor, parlamentarische Prozesse zu blockieren, um an der Macht zu bleiben.

Mit roten Fahnen drapierte WG-Couch

Da Massenproteste auf der Strasse oder auf Plätzen derzeit nicht gestattet werden, verlagerten die Netanjahu-Kritiker ihren Aufmarsch in den Cyberraum. Auf Facebook veranstalteten sie am Samstagabend eine virtuelle Kundgebung, die 65 000 Mal geklickt und nach Angaben der Organisatoren von knapp 600 000 Zuschauern live vor dem PC zu Hause verfolgt wurde. Wie bei realen Protesten traten Sänger und prominente Kritiker auf, die von zu Hause aus oder aus einem Studio zugeschaltet wurden. Gleichzeitig konnten sich Bürger über eine Kommentarfunktion dem Protest in Echtzeit anschliessen. Ihr Unmut manifestierte sich am Bildschirm, eine Einblendung nach der anderen.

Die Veranstalter der virtuellen Protestaktionen haben Neuland betreten. Zwar werden weltweit Apps eingesetzt, um Demonstrationen zu organisieren, und in Hongkong wurde 2019 ein *reality game* aufs Netz geschaltet, bei dem sich die User mit Hilfe der Maus vor Tränengaseinsätzen der Polizei in Sicherheit bringen mussten, wenn sie das Spiel gewinnen wollten. Doch die virtuelle Protestaktion als Ersatz für *the real thing* war eine Premiere.

Nachdem die Schweizer Genossen ihre 1.-Mai-Kundgebung abgesagt haben, wäre die Ausweichen ins Netz nach israelischem Vorbild eine Option. Eine mit roten Fahnen drapierte WG-Couch lässt sich prima als Kulisse für den Klassenkampf inszenieren. Und das Echo ist garantiert. In Israel berichteten tags darauf alle Medien über das neue Spektakel.



Zivilisationsgelüste brachten nix: «Asterix – Sieg über Cäsar» (1985).



Ikone der Woche

Knollennasen-Paradies

Von Wolfram Knorr



Emotionale Kraft:
Uderzo (1927–2020).

Ausgerechnet zwei Einwandererkin- der – René Goscinny Familie kam aus Polen und die des Zeichners Uderzo aus Italien – schufen die Urfranzosen Asterix und Obelix und deren Sippschaft aus dem unbeugsamen gallischen Dorf, das jedem Eindringling gnadenlos Widerstand leistet.

Wer immer Gelüste auf das ländliche Paradies der knollennasigen Krieger und ihrer rigorosen Frauen hegte, der wurde dank Obelix und dem miraculixschen Zaubertrank derart verhaun, dass er künftig lieber einen Bogen um die Dorfgemeinde machte. Cäsars Zivilisationsgelüste brachten da auch nix. Albert Uderzo, Zeichner der genialen Figuren, hatte sich in seiner Jugend von Walt Disney beeinflussen lassen, um den Bildergeschichten Tempo und emotionale Kraft zu verleihen. Das nahm sich der begabte Uderzo zu Herzen und pflegte von Anfang an einen Stil, der im europäischen Comic bis dahin noch nicht geläufig war.

Durch die schicksalhafte Begegnung mit René Goscinny, dem genialen Erzähler, entstanden recht bald in einschlägigen Magazinen wie *Pilote* Comic-Reihen, die nicht nur durch ihren Zeichenstil aus dem Rahmen fielen, sondern auch durch einen Humor, der sich vom Kindisch-Seichten abhob und erstmals auch Erwachsene ansprach. Es waren etwa die Piratenparodie «Pitt Pistol» oder der Indianerjux «Umpah-Pah», deren quirlige Spielereien mit Klischees und Vorurteilen heute, im Zeitalter der politischen Korrektheit, nicht mehr möglich wären. Uderzo ergänzte dank seines einmaligen Strichs nicht nur die goscinnyschen Einfälle, sondern gab ihnen erst den visuellen Witz.

1959 erschien ihr erster gemeinsamer Asterix-Band («Asterix der Gallier»), dem zwanzig weitere folgten, ehe Goscinny 1977 mit 51 Jahren überraschend starb. Uderzo machte zwar alleine weiter, doch der Spirit fehlte. Der Witz der Serie bestand nicht nur aus dem dramaturgischen Konzept mit seinen Running Gags, Cliffhangern et cetera, die Uderzo mit irren visuellen Einfällen extrem anschaulich machte, sondern auch aus dem sozialpsychologischen Hintergrund: Eine homogene Gesellschaft wehrt sich gegen alle Einflussversuche der Moderne. Das gefiel, beim Teutates! Uderzo starb im Alter von 92 Jahren an einem Herzinfarkt, wie seine Familie am Dienstag mitteilte.

Herrscher der Schöpfung

Es gibt mehr von ihnen als Sterne im All, sie befallen jeden Organismus, sie sind die erfolgreichste Spezies auf Erden. Doch Viren sind nicht nur Killer. Sie regieren die Welt – im Guten wie im Schlechten. *Von Wolfgang Koydl*

Das Leben auf der Erde entstand unter Bedingungen, wie man sie sich lebensfeindlicher nicht vorstellen könnte: Hunderte von Metern tief auf dem Boden des Ur-Ozeans, in tiefster Dunkelheit, ohne Sonnenlicht. Das Wasser war mehrere hundert Grad heiss, getränkt mit Schwefel und mit anderen Elementen, die aus Rissen in der Erdkruste, den sogenannten schwarzen Schloten, strömten.

Doch genau in dieser höllischen Atmosphäre liefen die chemischen Prozesse ab, in denen vor 3,9 Milliarden Jahren das Leben entstand: kurze Ketten Ribonukleinsäure (RNA), die aus lediglich vier Bausteinen, den Nukleotiden A, U, G und C, bestanden. Die Bibel liegt gar nicht so falsch: Am Anfang war zwar nicht das Wort, aber der Buchstabe.

Wir sind die Eindringlinge – nicht sie

Viele Wissenschaftler gehen davon aus, dass sich aus diesen RNA-Ketten die ersten Viren entwickelten. Die Zellen, die Bausteine des Lebens, kamen erst später. Viren wären demnach die ältesten Vorfahren allen Lebens auf Erden. Nicht jeder Experte teilt diese Ansicht; unbestritten ist jedoch, dass Viren seit Anbeginn Bestandteil allen Lebens waren. Es gibt keinen Organismus ohne Viren oder Virenreste im Genom: Säugetiere, Fische, Insekten, Pflanzen, Pilze, Bakterien – sie alle beherbergen Viren.

Die schiere Masse macht sie zur grössten Population auf Erden: Es gibt mehr Viren als Bakterien und als Sterne im Universum: 10^{33} – eine Eins mit 33 Nullen. Bakterien kommen auf 10^{31} , Himmelskörper auf lediglich 10^{25} . Auch der Mensch ist überwiegend eine Virus-Ansammlung: Er besteht aus 10^{12} Zellen, die von 10^{14} Bakterien besiedelt sind. Doch die Zahl der Viren in unserem persönlichen Ökosystem ist hundertmal höher. So gesehen, sind wir die Eindringlinge in die Welt der Mikroorganismen und nicht umgekehrt. Wir sind ihre Brutstätten, Speisekammern und Transporteure.

Sogar Viren können von Artgenossen befallen werden: den erst vor einigen Jahren entdeckten Giga-Viren. Sie sind fast so gross wie Bakterien und wurden daher lange mit ihnen verwechselt. Denn eigentlich sind Viren so klein, dass sie nur unter dem Elektronenmikroskop sichtbar sind.

Der Niederländer Martinus Beijerinck kam ihnen 1898 als Erster auf die Spur. Er bemerkte, dass sich die Erreger einer Tabakpflanz-

krankheit selbst durch feinste Filter nicht zurückhalten liessen: Die Viren schlüpfen mühelos durch die 0,2 Mikrometer grossen Poren. Denn die kleinsten Viren sind nur 17 Nanometer gross (ein Nanometer ist der millionste Teil eines Millimeters). Doch es gibt auch Riesen unter ihnen, die bis zu hundertmal grösser sein können. Auch die Zahl ihrer Gene schwankt zwischen null und 2500 (zum Vergleich: Der Mensch besitzt 22 000).

So wenig, wie sich das neuartige Coronavirus unter Kontrolle bringen lässt, so wenig kann die Wissenschaft die gesamte Gattung in den Griff bekommen. Es gibt noch nicht einmal eine verbindliche dauerhafte Definition. Wann immer man glaubt, eine gefunden zu haben, wird ein neues Virus entdeckt, das sie wieder über den Haufen wirft, weil es sich nicht an die Parameter hält.

Nur 3000 Virenarten identifiziert

Unbekannt ist auch, wie viele verschiedene Virenarten es überhaupt gibt. Man schätzt, dass jede Lebensform mehrere eigenständige Virenformen beherbergt. Bei 1,8 Millionen bekannten Organismen wären dies unzählige Millionen. Denn allein im menschlichen Darm

Viren sind Überlebenskünstler, die ungewöhnliche Situationen und Schwächen des Wirts nutzen.

hat man 500 Arten isoliert. Doch bisher konnten insgesamt nur rund 3000 Virenarten identifiziert und benannt werden.

Es besteht noch nicht einmal Klarheit darüber, ob Viren Lebewesen sind oder tote Materie. Normalerweise gilt bei Biomolekülen: Was kleiner ist als Viren, ist vermutlich tot, was grösser ist, eher lebendig. Damit sitzen die Viren an der Schnittstelle zwischen Tod und Leben: Entweder sie sind lebendig, oder sie



Innovationsschub für unser Erbgut.

sind es nicht. Oder sind sie vielleicht gar beides? Eine Antwort gibt es nicht.

An der Schwelle zum Leben

Generell gilt, dass Viren sich nicht selbständig vermehren können, sondern dazu Energie von aussen benötigen. Im Allgemeinen ist dies eine Wirtszelle, aber auch chemische oder thermische Energie, wie es sie auf dem Boden der Ozeane an der Wiege des Lebens gab, würde ausreichen. Auch dass das Virus – weil nicht tot und auch nicht wirklich lebendig – vor knapp vier Milliarden Jahren an der Schwelle zum Leben stand, ergäbe einen Sinn.



hingegen erzeugen gleichzeitig Hunderte Kopien ihres Genoms. Einige von ihnen können in einem einzigen Infektionszyklus 100 Milliarden Kopien erzeugen.

«Zeichen einer unreifen Beziehung»

Neben der Geschwindigkeit sind Viren anpassungsfähig und erfinderisch. Sie sind Opportunisten und Überlebenskünstler, die ungewöhnliche Situationen und Schwächen des Wirts nutzen. In ihrem genetischen Material halten sie sich an keine Regeln. Sie waren schon immer da, haben alles gesehen und gelernt, und sie kennen alle Tricks. Darüber hinaus gibt es sie in allen erdenklichen Formen. Im Vergleich dazu ist die Doppelhelix unserer DNA langweilig, wie die an der Uni Zürich lehrende Virologin Karin Mölling schrieb. Alles, was Viren brauchen, ist eine Nische, in der die Bedingungen stimmen und in der sie sich einrichten können.

Doch obwohl wir Viren hauptsächlich als Krankheitserreger fürchten, sind die Erkrankung oder der Tod des Wirtes nicht in ihrem Interesse. Im Gegenteil: Weil das Virus die Zelle nutzt, verursacht es möglichst geringe Schäden. Eine Erkrankung oder gar der Tod des Wirtes würden auch ihm schaden.

Normalerweise bleiben Viren bei ihrem angestammten Wirt. Sie springen nur dann auf einen anderen Träger über, wenn ihre Vermehrung in der alten Wirtszelle nicht mehr gewährleistet ist oder ein natürliches Gleichgewicht gestört wird. Dies ist bei sogenannten Zoonosen der Fall, wenn ein Erreger von einem Tier auf den Menschen überspringt. Coronaviren etwa sind in Vögeln beheimatet, denen sie nichts antun. Beim Menschen hingegen verursachen sie Krankheiten – von der harmlosen Erkältung bis zur tödlichen Lungenentzündung.

Wirt und Virus arrangieren sich

Mölling bezeichnet schwere Virenerkrankungen daher als «Zeichen einer noch unreifen, ungestümen Beziehung von Wirt und Virus, bevor sie sich aneinander gewöhnt haben». Mit Impfstoffen lassen sie sich gleichwohl nicht ausrotten, weil sie noch immer in tierischen Wirtstieren weiterleben – es sei denn, man würde jede Ente, jede Fledermaus mit impfen. Nur das Pockenvirus wurde endgültig getilgt – einfach deshalb, weil es aus-

schliesslich den Menschen als Wirt und kein Rückzugsreservoir hat.

Selbst wenn ein Wirt an einer Viruskrankheit stirbt, ist der Erreger nicht suizidal. Solange der Träger vor seinem Tod einen anderen anstecken kann, funktioniert die evolutionäre Kette: Das Virus konnte sich vermehren.

Wirt und neues Virus gewöhnen sich meistens aneinander. Sie arrangieren sich: Der eine entwickelt Immunität und wird widerstands-

Selbst wenn ein Wirt an einer Viruskrankheit stirbt, ist der Erreger nicht suizidal.

fähiger, das andere büsst an Aggressivität ein. Langfristig tun Viren dem Wirt sogar Gutes. Dank ihrer Mannigfaltigkeit sind sie genetische Erneuerer. «Eine Virusinfektion», so sagt die amerikanische Mikrobiologin Marilyn Roossinck, «ist für unser Erbgut ein grosser Innovationsschub, da kommt mit einem Schwung ein Satz an Genen zum vorhandenen Erbgut hinzu.» Genau dies, ergänzt der kanadische Virologe Curtis Suttle, treibt ständig die Evolution voran. Ein Blick auf unser Erbgut belegt das: Fast die Hälfte besteht aus fossilen retroviralen Elementen.

Viren können nicht nur Krankheiten auslösen, sondern sie auch bekämpfen. Phagen etwa befallen und vernichten Bakterien, wie etwa den Tuberkulose-Erreger. Viren können, wenn Antibiotika weiter an Wirkkraft verlieren, gezielt gezüchtet und zur Heilung eingesetzt werden.

Gut und Böse gibt es nicht in der Welt der Viren. Einige Arten, die die Immunität schwächen wie bei einer HIV-Infektion oder Aids, haben andererseits dafür gesorgt, dass die meisten Säugetiere ihre Kinder im Mutterleib austragen können. Wäre die Immunabwehr der Mutter nicht geschwächt, würde sie die Plazenta abstossen – und wir bräuchten Kängurubeutel oder Eierschalen für die Embryos.

Wir brauchen sie zum Überleben

Viren geben uns schliesslich die Luft zum Atmen. Die Weltmeere sind das grösste Virenreservoir. Ein Schluck Meerwasser enthält hundert Millionen Viren. Insgesamt befindet sich die unvorstellbare Zahl von 10^{30} Viren in den Ozeanen. Jede Sekunde infizieren sie 10^{23} Bakterien, von denen jedes vierte platzt und von anderen Lebewesen verwertet wird. Dieser Prozess hält die Maschine am Laufen, die 50 Prozent des Sauerstoffs auf unserem Planeten produziert.

Eines ist sicher: Wir brauchen Viren zum Überleben. Sie aber kommen gut ohne uns aus. Sie waren lange vor uns da, und sie werden weiterexistieren, wenn nichts mehr an unseren kurzen Aufenthalt auf diesem Planeten erinnert.

Anschaulich ist dieser Vergleich des Virus mit einem Apfel. Eine auf dem Teller liegende Frucht wird nicht von selbst zu zwei Äpfeln. Doch vergräbt man Teller und Frucht in der Erde, verändert sich der Teller nicht, aber der Apfel wird treiben und zu einem Baum mit Früchten werden. Genauso verhält es sich mit dem Virus: Auch es braucht die richtige Umgebung, um zum Leben zu erwachen.

Grundsätzlich verhalten sich Viren nicht anders als alle anderen Organismen: Sie wollen sich vermehren. Dabei haben sie einen enormen Vorteil gegenüber der schwerfälligen Zelle. Diese kopiert ihr Genom und teilt sich in zwei, vier, acht und immer mehr Zellen. Viren

Aufmunterung bei Hölderlin

In schweren Zeiten bietet uns Friedrich Hölderlin eine tröstliche Perspektive. Der vor 250 Jahren geborene Dichter überlebte jede Instrumentalisierung.

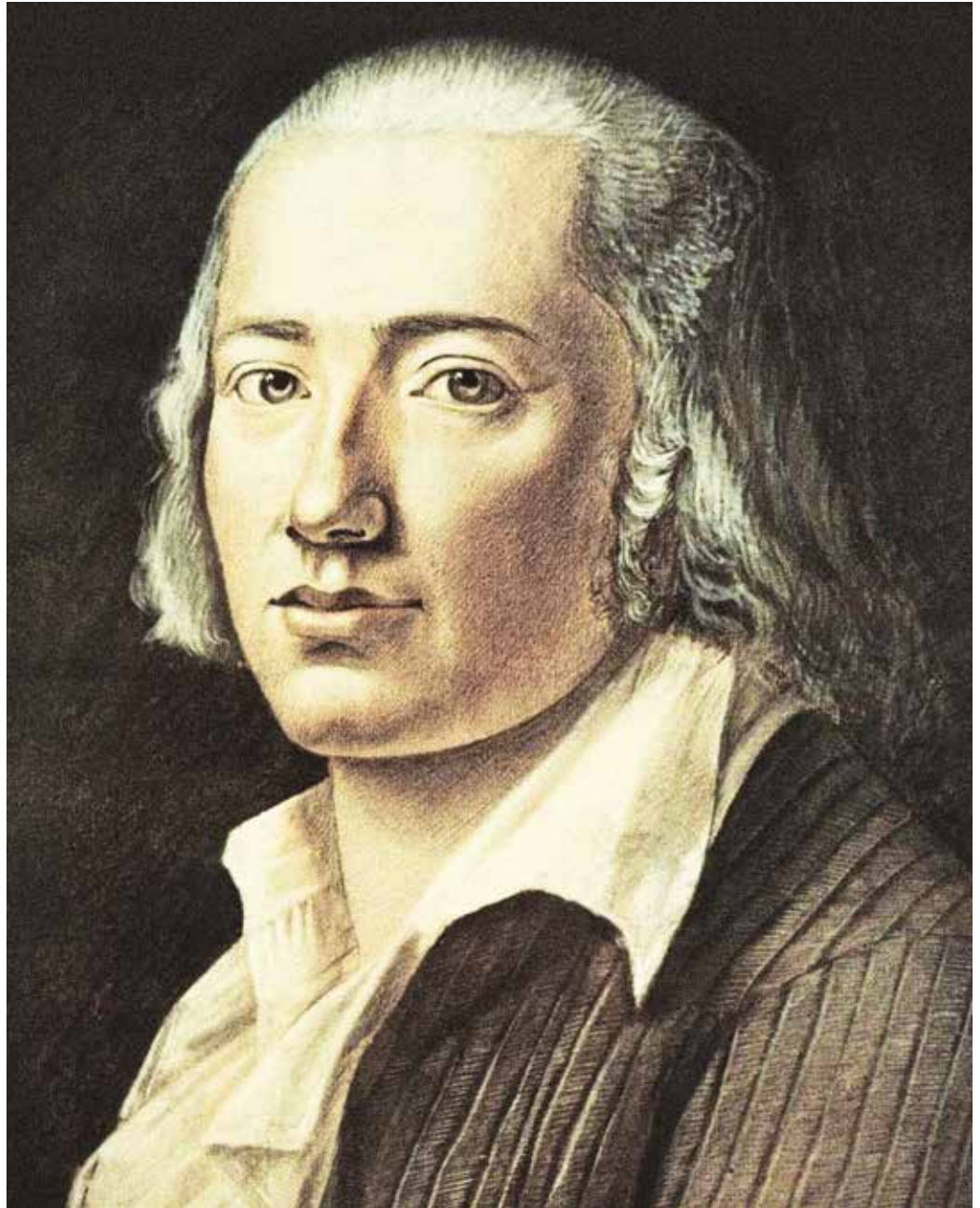
Von Denis Scheck

Hölderlins Dichtung ist für uns ein Schicksal. Es wartet darauf, dass die Sterblichen ihm entsprechen.» Bis vor wenigen Tagen hätte ich diese Werbung Martin Heideggers, den Dichter Friedrich Hölderlin zu lesen, noch als zu wuchtig, zu pathetisch, zu orakelhaft zurückgewiesen. «Dichtung» – «Schicksal» – «Sterbliche»: Das klingt in meinen Ohren nach Grossdeutschem Rundfunk und Blut und Boden. Aber es hilft ja nichts. In diesen Zeiten existenzieller Herausforderung komme ich nicht mit der «Sportschau» über die Runden. Wenn ich den Konvoi der Leichenwagen aus Bergamo fahren sehe und darüber nachgrüble, ob und wann sich ähnliche Bilder in der Schweiz, Deutschland oder Österreich wiederholen könnten, benötige ich Dichtung, um meine Erschütterung in den Griff zu bekommen, mein Ich zu stabilisieren und wo nicht eine gelassene, so doch eine gefasste Perspektive aufs Tagesgeschehen zu entwickeln. Und weil ich diese Dichtung bei Friedrich Hölderlin finde, ist mir Hölderlins Dichtung tatsächlich Schicksal geworden. Jedenfalls versuche ich, ihr zu entsprechen.

Nie war der Weg zu Friedrich Hölderlin weiter als im Jahr seines 250. Geburtstags. Hölderlin baut in seiner Dichtung keine Brücken, sondern Mauern. So unendlich viel trennt uns

Aber Grösse und Deutschland ist eine ungute, ja explosive Mischung.

von ihm. Keineswegs nur sein Wahnsinn, der ihn 36 Jahre in einem Turm in Tübingen dahingevegetieren liess. Zum Beispiel seine Affenliebe zur Antike. Sein schwärmerisches Glühen für die Ideale der Französischen Revolution – und seine anschliessende Desillusionierung im Klein-Klein der spätfudalen deutschen Wirklichkeit seiner Zeit, die dem stolzen Mann, der sich als Hofmeister verdingen musste, arge Demütigungen zufügte. Hölderlins mitunter in nackten Chauvinismus umkippender patriotischer Furor. Seine Unfähigkeit, die Erwartungen seiner Mutter zu enttäuschen, die um jeden Preis einen Pfarrer aus ihm machen wollte – angeblich hatte sie dieses Gelöbnis im Kindbett Gott gegeben. Sein pathetischer Glaube, Aufgabe des Dichters sei es, die Götter zurück auf die Erde zu singen, um so der mit dem Tod des Pans einsetzenden langen Götternacht ein Ende zu setzen. Nicht zuletzt seine Überspanntheit,



Da lächelt Himmel und Erd' in fröhlicher Liebe: Revolutionär Hölderlin.

sein fortwährendes Nach-den-Sternen-Greifen, sein ständiges Die-ganze-Welt-Umarmen. Daran störte sich schon Goethe. Deshalb gab er Hölderlin den Rat mit auf den Weg, sich in seinen Gedichten an alltäglicheren Gegenständen zu versuchen. Das war Goethes Art, zu sagen: «Hamses nich ne Nummer kleiner?»

Parole aller ewig Unverstandenen

Nein, hat Hölderlin nicht. Bei ihm geht es immer ums Ganze. Friedrich Hölderlin ist der Mann der grossen Gefühle und grossen Ge-

danken. Deshalb ist man sich seit gut hundert Jahren einig: Friedrich Hölderlin ist Deutschlands grösster Dichter. Aber Grösse und Deutschland ist eine ungute, ja explosive Mischung. Deshalb hat Hölderlin spätestens seit 1968 immer polarisiert. Da waren die einen, die in ihm den Systemverweigerer, den Dissidenten, den Revolutionär sahen, und die anderen, für die Friedrich Hölderlin zur Parole aller ewig Unverstandenen wurde – das Schibboleth aller selbstmitleidigen Untergeher und der kleinste gemeinsame Nenner aller ihr Leid

an der Welt auskömmlichst Bewirtschaftenden.

Warum also dann dennoch Hölderlin lesen – immer wieder Hölderlin, ein Leserleben lang? Wenn Matthäi am Letzten ist, wenn einem das Wasser bis zum Hals steht und man nicht aus noch ein weiss, dann schlägt die Stunde Friedrich Hölderlins. Die Magie seiner Dichtung ist bis heute ungebrochen. Liest sich in Zeiten, wenn man mit seinem Latein am Ende ist, «Hyperions Schicksalslied» doch ein klein wenig anders als in sorgloseren Tagen: «Doch uns ist gegeben,/Auf keiner Stätte zu ruhn,/Es schwinden, es fallen/Die leidenden Menschen/Blindlings von einer/Stunde zur andern,/Wie Wasser von Klippe/Zu Klippe geworfen,/Jahr lang ins Ungewisse hinab.»

Lesen Sie ihn richtig?

Seit über hundert Jahren hat man sich dieses Dichters bemächtigt, ihn instrumentalisiert und vor seinen jeweiligen Karren gespannt wie es noch keinem anderen Schreiber in Deutschland widerfahren ist. Das fing schon mit Hölderlins Wiederentdeckung zu Anfang des 20. Jahrhunderts an. Dem gerade mal 21-jährigen Germanistikstudenten Norbert von Hellingrath gelang 1909 in der Königlichen Landesbibliothek in Stuttgart ein spektakulärer Fund: Hellingrath entdeckte bislang unbekannte späte Gedichte Hölderlins sowie dessen Übersetzungen Pindars. Dieser Fund löste ein grosses Echo aus. Hellingrath zählte zum Kreis um Stefan George, und dieser erkannte sofort die Chance, die sich ihm durch die Stuttgarter Entdeckung bot: Er konnte aus der bipolaren Welt der Schiller- und Goethe-Verehrer des 19. Jahrhunderts ausbrechen und an ihrer Stelle eine neue Traditionslinie ziehen, als deren Erbe sich Stefan George selbst inthronisierte. Hölderlin wurde so zum Propheten, der auf den kommenden Messias George vorauswies. Ins selbe Horn stiess Norbert von Hellingrath, der eine Werkausgabe Hölderlins begann, bald schon Soldat im Ersten Weltkrieg wurde und 1916 auf dem Schlachtfeld von Verdun sterben sollte. Während eines Fronturlaubs arbeitete er jedoch zwei Vorträge über Hölderlin aus, die lange Zeit die Rezeption Hölderlins in Deutschland bestimmen sollten.

Die Nazis stürzten sich denn auch mit besonderem Furor auf Hölderlin und machten aus ihm einen vaterländischen Dichter – obwohl es zu dessen Lebzeiten dieses Vaterland gar nicht gab und die Quellen eher dafür sprechen, dass sich der Dichter in jungen Jahren als guter Jakobiner für die brandneuen Maschinen Dr. Guillotins und die Terreur Robespierres begeisterte.

Woher nehme ich die Sicherheit, Hölderlin «richtig» zu lesen? Ich besitze keine solche Si-

cherheit. Nur das Wissen um die Fragwürdigkeit der eigenen Perspektive – und um den Missbrauch, dem Friedrich Hölderlins Dichtung über Generationen immer wieder ausgesetzt war. Dass eben nicht nur Musik eine Hure ist, sondern man auch mit Dichtung alles machen kann – Hölderlins Rezeption während der Nazizeit belegt es leider nur zu deutlich.

Oft führt mich Hölderlin an die Grenzen meines Verstehens. Nicht nur in seinen als «schwierig» charakterisierten späten Hymnen wie «Friedensfeier», auch schon in einem einfachen, 1797 entstandenen Distichon wie «Die beschreibende Poesie»: «Wisst! Apoll ist der Gott der Zeitungsschreiber geworden./Und sein Mann ist, wer ihm treulich das Factum erzählt.» Ist das wirklich ein Lob des Journalismus inmitten der Fake News in den Wirren der Direktionszeit der Französischen Revolution? Oder ironischer Spott des Dichters auf alle, die erwarten, aus Zeitungen Aufschluss über ihr Schicksal zu erhalten?

Hölderlin und die Schweiz: Das ist ein ganz besonderes Kapitel. Der an sich wohlhabende, von seiner Mutter aber extrem knapp gehaltene Hölderlin war nicht nur aus Kostengründen ein passionierter Wanderer. Seine erste lange Reise zu Fuss führte an Ostern 1791 nicht ins revolutionäre Frankreich, sein erster Weg führte nach Zürich zu Johann Caspar Lavater, wo Hölderlin dem gelehrten Pfarrer offenbar einen günstigen Eindruck machte, denn neben seinem Namenszug in Lavaters Gästebuch findet sich der Zusatz «NB», was für «notabene» steht. Nach einer Übernachtung im Zürcher Gasthaus «Raben» ging es zusammen mit den Freunden Christian Hiller und Friedrich Memminger weiter zum Vierwaldstättersee. In Erinnerung an die Besichtigung des Rütli dichtete Hölderlin in seiner 1792 entstandenen Hymne «Kanton Schweiz»:

*Lebe wohl, du herrlich Gebirg,
Dich schmückte der Freien
Opferblut – es wehrte der Thräne
der einsame Vater.
Schlummre sanft, du Heldengebein!
O schliefen auch wir dort
Deinen eisernen Schlaf,
dem Vaterlande geopfert,
Walthers Gesellen und Tells,
im schönen Kampfe der Freiheit!
Könnt ich dein vergessen,*

*o Land, der göttlichen Freiheit!
Froher wär' ich; zu oft befüllt
die glühende Schaam mich,
Und der Kummer, gedenk ich dein,
und der heiligen Kämpfer.
Ach! Da lächelt Himmel und Erd'
in fröhlicher Liebe
Mir umsonst, umsonst der Brüder*

*forschendes Auge.
Doch ich vergesse dich nicht!
Ich hoff' und harre des Tages.
Wo in erfreuende That sich Schaam
und Kummer wandelt.*



Norbert von Hellingrath.

Er konnte aus der bipolaren Welt der Schiller- und Goethe-Verehrer des 19. Jahrhunderts ausbrechen.

Hier spricht der Revolutionär Hölderlin, der sich gegen die Willkür seines Landesherrn Karl Eugen auflehnte und aus dem Herzogtum Württemberg eine freie Schweiz machen möchte. Und dieser Hölderlin ist bereit, dafür über Leichen zu gehen – einen Pazifisten hat denn auch noch keiner seiner zahlreichen Interpreten aus Hölderlin herauslesen können. Zehn Jahre später brach er nach Hauptwil auf, um eine Hofmeisterstelle beim Kaufmann Anton Gonzenbach anzutreten und dessen Töchter Augusta Dorothea und Barbara Julia zu unterrichten. Seine Hoffnungen

waren hoch gespannt: «Hier in dieser Unschuld des Lebens, hier unter den silbernen Alpen, soll es mir auch endlich leichter von der Brust gehen», hofft der vom Leben und der Liebe Geschlagene in einem Brief an den Halbbruder. Allein, diese Hoffnung trog. Über den raschen Abschied aus Hauptwil nach kaum drei Monaten im April 1801 gibt es verschiedene Vermutungen. Hat Hölderlin seine jungen Schülerinnen sexuell belästigt? Geriet er in politischen Streit mit seinem Dienstherrn? Oder machte sich bereits in Hauptwil Hölderlins Geisteskrankheit bemerkbar?

Feinsinn eines germanistischen Seminars

Die Spekulationen darüber reissen in der Hölderlin-Forschung bis heute nicht ab. Ein Schweizer, der kluge Adolf Muschg, brachte Hölderlins Rang einmal auf den Punkt: «In den fünfziger Jahren, als Grass die «Blechtrömel» schrieb, plagte ich mich noch mit dem Feinsinn eines germanistischen Seminars. Da war etwa die Frage, wer denn der grösste deutsche Dichter sei; und wir gaben uns Mühe, ihre Einfalt vielstimmig zu machen, durch Wechsel der Betonung. Der grösste deutsche Dichter? Der hatte Goethe zu bleiben. Der grösste deutsche Dichter? Dafür nahmen wir Schiller. Der grösste deutsche Dichter? Kleist, klarer Fall. Der grösste deutsche Dichter? Dreimal dürfen Sie raten, müssen aber dreimal sagen: Hölderlin.»



Stefan George.



Fast verliebt

Ewige Herrklärer

Von Claudia Schumacher

Als man noch zur Coiffeuse gehen durfte, als ich mich das letzte Mal in Barbaras Können-innenhände begab, erzählte sie mir von ihrer jüngst gescheiterten Beziehungshoffnung. Mehrere Monate hatten sie sich getroffen, sie war verliebt – er aber voller Meinungen. Barbara erzählt: «Und wenn ich seine Meinung nicht teilte, sagte er immer nur: <Wenn du meinst.>»

Barbaras letzter Typ war extrem klimabewusst. Als er an einem Wochenende bei ihr blieb, habe sie ein üppiges Frühstück aufgetischt und zu viel Rührei gemacht. «Das Rührei kannst du ja aufheben, dann hast du morgen noch was», habe er gesagt. Entgeistert habe sie entgegnet, dass man Rührei doch nicht aufheben könne. «Wenn du meinst», beendete er das Gespräch. Sie stritten sich übers Fliegen, das er rigoros ablehnte. Als sie trotzdem einen Flug zur Hochzeit ihrer Cousine buchte, sagte er nach längerer Diskussion: «Wenn du meinst.»

Bald habe sie keinen Schritt mehr machen können, ohne dass er «Wenn du meinst» sagte. Je länger Barbara den Typen nachäfft, desto mehr offenbart der scheinbar harmlose Satz sein Wesen. «Der akzeptiert keine andere Meinung», ereifert sie sich. «Das heisst so viel wie: <Ich weiss es besser, aber wenn du es trotzdem nicht genau so sehen willst, wie ich es für richtig halte, dann schaue ich auf dich herab.>»

Männer mit unverrückbaren Meinungen sind nicht selten gutinformierte Männer. Sie wissen, dass sie gegenüber Frauen heute nicht mehr von oben herab die Welt erklären dürfen, wenn aus Frauen Freundinnen werden sollen. Sie können auch nicht davon ausgehen, dass Frauen von allem weniger verstehen, zumal in einer Zeit, in der Frauen häufig die Bildungsgewinnerinnen sind. Aber: Nur weil etwas rational angekommen ist, heisst das nicht, dass es emotional verschaltet wurde.

Die Beziehung endete, als Barbara für einen Ausflug in ihr Auto steigen wollte, er aber darauf hinwies, dass sie seines nehmen müssten – weil der Motor noch warm sei und die Fahrt daher klimaschonender. Da habe sie ihm gesagt, er könne gerne sein warmes Auto nehmen und heimfahren. «Fast hätte ich ihm noch altes Rührei für den Weg eingepackt», lacht Barbara.



Selbst der namenlose Kopfgeldjäger ist beeindruckt: «The Mandalorian».

Knorrs Kultur

Nur weg, in die Tiefen der Galaxie

Zur richtigen Zeit startet Disney seinen Streamingdienst mit einem Eskapismus-Knaller, der jedes Ausgangsverbot vergessen lässt: «Star Wars»-Ableger «The Mandalorian». Von Wolfram Knorr

Was ist das? Western? Science-Fiction? Märchen? Fantasy? Alles zusammen. Ein untrennbar wilder, bunter, schaurig-schöner Genre-Mix aus dem «Star Wars»-Kosmos: die von den Fans fieberhaft erwartete Live-Action-Serie «The Mandalorian». Man fühlt sich, angesichts des Settings, der Lokalitäten und bizarren Wesen zurückversetzt in die allerersten «Star Wars»-Filme, die noch jenes Flair von zauberischer Ferne aus den Tiefen der Galaxie, gepaart mit uralten Abenteuerritten, so herrlich entrückt vermitteln. Nie weiss man so recht, durch welche Zeiten hier mäandert wird: durch die Ritterwelt, den Western oder eine dystopische Zukunft, und – mal ehrlich – man will es auch nicht wissen, so zieht es einen schon in der ersten Folge hinein in diese wundersame, streitlustige, jenseitige Welt, die zugleich so nah erscheint.

Im Mittelpunkt steht ein Kopfgeldjäger vom Planeten Mandalore, dessen Gesicht komplett zugehelmt ist und von dem man nicht weiss, welchem Universum er eigentlich entstammt; aber vom Rest weiss man's ja auch nicht. Für sein erstes Opfer, das er bei einem gewissen Greef Karga abliefert, erhält er ein Stück Beskar-Metall, mit dem er sich körperlich kompletieren kann. Ein neuer Auftrag führt ihn – herrlich! – zu einem Kerl, den Werner Herzog spielt, der deutsche Kraftkerl-Cineast («Fitzcarraldo»). Hollywood liebt ihn wegen seines kantigen, wie aus Holz geschnitzten Akzents. Und tatsächlich

passt sein altfränkischer Sprachduktus – als würde ein Schmied auf der Sprache wie auf einem Amboss rumhauen – verblüffend in diese Schwermetall-Fantasy. Selbst der namenlose Kopfgeldjäger ist beeindruckt und nimmt einen Auftrag von ihm an, der ihn auf den Wüstenplaneten Arvala-7 und zu einem kuriosen Wesen namens Kuiil führt. Auf einem zweibeinigen Blurrig – teils Saurier, teils Nilpferd oder Riesenkarpfen – kommt dieser dahergeritten und bringt dem Kopfgeldjäger das Reiten auf dem elefantösen Wesen bei. Einfach irre.

Es macht richtig Spass, der total schrägen Reise des namenlosen Kopfgeldjägers zu folgen, weil jede «Abbiegung» mit einer «Wundertüte» aufwartet, etwa dem Druiden-Kopfgeldjäger namens IG-11, der aussieht, als hätte eine Köchin ihr altes Blechgeschirr entsorgt und für Kinder im Garten zu einer Figur getürmt; oder dem kleinen grünen Wesen, das verdächtig einem jungen Yoda ähnelt. Dass «The Mandalorian» auch noch mit sarkastischem Humor unterfüttert ist, macht die Serie – gerade jetzt angesichts der Corona-Pandemie, die zu Untätigkeit nötigt – zum grossen Vergnügen. Natürlich gespickt mit Verweisen, damit der «Star Wars»-Aficionado seinen doppelten Spass hat. Interessant ist nicht nur die Story, die sich weniger an gängigen SF-Mustern orientiert, als vielmehr an Western à la Clint Eastwood («Der Mann ohne Namen»), auch die neue Trick-

technik «Stagecraft» hat es in sich; sie ersetzt die alten, aufwendigen Greenscreens und erzielt noch realitätsnähere Effekte. Am 24. März startet der neue Streamingdienst Disney+ mit der ersten Staffel (acht Folgen) und hat alleine schon damit einen Clou gelandet, ganz zu schweigen vom kompletten «Star Wars»-Paket. Disney+ könnte zur gefährlichsten Konkurrenz des markt-beherrschenden Netflix-Dienstes werden. ★★★★★☆

Weitere Tipps

Better Call Saul — Anwalt Saul Goodman (Bob Odenkirk), Prachtexemplar eines clownesk gestylten Winkeladvokaten, der als verbale Heissluftpumpe die schrägste Personifikation des amerikanischen Traums ist, fiel mit seinem ersten Auftritt in der zweiten Staffel der legendären «Breaking Bad»-Serie sofort auf und war prädestiniert für eine eigene Reihe. Also schrieb «Breaking Bad»-Erfinder Vince Gilligan ihm eine Vita als Vorgeschichte, in der er sich sukzessive von einem durch und durch liebenswerten Kerl zu einem schlitzohrigen Unterweltanwalt mendelt, bis er in «Breaking Bad» landet. Hatte die Serie, von der gerade die fünfte Staffel läuft (eine sechste, abschliessende ist in



Kubistisch: «Better Call Saul».

Produktion), Anfangsschwierigkeiten und wirkte fast ein wenig orientierungslos, hat sie sich längst zu einem Meisterstück über einen kubistisch anmutenden, sich ständig überlagernden Charakter eines Individuums entwickelt. Noch nie wurde eine Figur so sorgfältig aus einem kuriosen Bruderkonflikt herausgeschält, die den Thrill nachvollziehbar macht, den die Serie ausstrahlt. Stil und Tempo gehen völlig neue Wege. Die ganze Serie hat etwas Kubistisches. ★★★★★☆

The Valhalla Murders — Klar, allmählich könnte einem Nordic noir auf den Wecker gehen. Das Düstere, Frostige, Depressive ist seit Serien-Meisterwerken wie «The Killing», «The Bridge», «Trapped» und so weiter im reinen Manierismus erstarrt. Keine Serie, in der nicht die Farben bis zum Aschgrau ausgebleicht sind, in der die Ermittler und Ermittlerinnen nicht schwere Probleme wie den Felsen des Sisyphos mit sich rumtragen, während das Eis unter den

Reifen knirscht und die Leichen im Schnee gefroren sind. All das findet sich auch in der isländischen Serie von Thordur Palsson wieder: Es ist eisig, alles weiss von Schnee, die Protagonisten sehen aus wie Nosferatus, denen Sonne fremd ist – und doch ist der Island-Reisser anders. Hinter all diesen nordischen Klischees schält sich eine Serienkiller-Story heraus, die verblüfft, weil sie erwartbare Wendungen konterkariert. Reykjavík wird zum ersten Mal von einem Serienkiller heimgesucht, was die Polizeileitung veranlasst, den Profiler Arnar (Björn



Island-Reisser: «The Valhalla Murders».

Thors), einen gebürtigen Isländer, aus Oslo als Hilfe zu holen. Die mit dem Fall beauftragte Kata (Nína Dögg Filippusdóttir), eigentlich eine handfeste Ermittlerin, wird gleich mehrfach gedemütigt: Obwohl eine Beförderung ansteht, wird ihr eine andere vorgezogen, die weniger lang im Dienst ist, und mit Arnar ein Mann vorgesetzt, der sich ihr gegenüber erst mal arrogant und ablehnend verhält. Ausserdem bekommt sie Probleme mit ihrem halbwüchsigen Sohn. Auch das alles ist eigentlich bekannt, doch dann schlägt die achteilige Serie andere Richtungen ein und schlittert über alte und erstarrte Beziehungen – auch die Polizei. Gewaltig die Bilder, eindrücklich das Lokalkolorit, sehr spannend. ★★★★★☆

Knorrs Streaming-Liste

1	Uncut Gems Netflix, 135 Min.	★★★★★
2	The Crown Netflix, 3 Staffeln	★★★★★
3	The Mandalorian Disney+ 1 Staffel	★★★★☆
4	The Handmaid's Tale Magenta TV, 3 Staffeln	★★★★☆
5	Dublin Murders Starzplay, 1 Staffel	★★★★☆
6	City on a Hill Sky, 1 Staffel	★★★★☆
7	The Morning Show Apple TV+, 2 Staffeln	★★★★☆
8	I Am Not Okay With This Netflix, 1 Staffel	★★★★☆
9	The New Pope Sky, 1 Staffel	★★★★☆
10	Dracula Netflix, 1 Staffel	★★★★☆



Unten durch Aludosen

Von Linus Reichlin

Mein Nachbar, Herr Koller, ist meistens mein Mann. Doch an bestimmten Tagen – es ist kein Muster feststellbar – trägt er eine Langhaarperücke und Frauenkleider. An diesen Tagen ist er, wenn ich ihm zufällig bei den Briefkästen begegne, wesentlich freundlicher als an den Tagen als Mann. Als Mann verdächtigt er «gewisse Hausbewohner», Aludosen in den Müllcontainer zu werfen und im Treppenhaus zu rauchen. Aber als Frau erzählt er mir von der Aida-Aufführung im Opernhaus, die er zusammen mit seiner Schwester vor einem Jahr besucht hat, und dann sagt er Dinge wie: «Die Musik ist mein Refugium».

Herr Koller ist bei gewissen Hausbewohnern verhasst, weil er ihnen Zettel unter der Tür durchschiebt, auf denen «ALUDOSEN SIND WERTSTOFFE!» steht oder «SIE RAUCHEN IM TREPPENHAUS = ASOZIAL!!» Wenn ich diesen Leuten zu erklären versuche, dass Herr Koller nur als Mann ein Arschloch ist, als Frau aber eigentlich ganz angenehm, sagen sie, dass er aber leider viel öfter ein Mann sei als eine Frau. Das stimmt. Oder besser: Es stimmte, bis die Epidemie ausbrach.

Vor Corona war Herr Koller an 28 Tagen im Monat das Schreckensbild eines alten weissen Mannes. Aber seit der Epidemie sehe ich ihn nur noch als Frau Koller. Vor einer Woche stand er in seinem knielangen plissierten Rock, der farblich mit der Bluse harmonierte, vor seinem Briefkasten und erzählte mir, wie sehr er jetzt mit den Eltern mitfühlt, die kleine Kinder mit Herzfehlern haben und die befürchten müssen, dass die Kleinen nach dem Zusammenbruch der medizinischen Versorgung nicht mehr operiert werden können.

«Das ist schlimm», sagte ich, «aber was ist mit dem Zigarettenrauch im Treppenhaus?» Er sagte: «Ach, das ist doch eine Bagatelle, jetzt, wo Tausende froh sein müssen, wenn sie noch Antibiotika bekommen!» «Ja schon», sagte ich, «aber all die nicht ordnungsgemäss entsorgten Aludosen sind doch ein Problem!» – «Ich bitte Sie», sagte er, «regen Sie sich doch über so etwas nicht auf! Was sind schon ein paar Aludosen, wenn bald Menschen an einer Lungenentzündung sterben!»

» Fortsetzung auf Seite 56

dung sterben wie im Mittelalter!» Frau Koller empfahl mir die 7. Sinfonie von Dmitri Schostakowitsch. Diese Musik, so voller Leid und dennoch voller Lebenswillen, sei gewissermassen «der Soundtrack zur Epidemie, wenn ich es einmal salopp sagen darf.» Wer die 7. Sinfonie höre, sagte Frau Koller, rege sich über Kleinigkeiten nicht mehr auf, sondern entdecke, dass auf dieser Welt nur ein Gefühl zählt: die Liebe.

Gestern erzählte mir die Nachbarin vom unteren Stock, die ich ehrlich gesagt für diejenige halte, die immer im Treppenhaus raucht, der eklige Herr Koller habe bei ihr geklingelt, in Frauenkleidern. Er habe ihr drei Rollen Haushaltspapier geschenkt mit den Worten: «In diesen schweren Zeiten muss aus dem Ich ein Wir werden!» Er sei richtig nett gewesen. Das mag sein; andererseits stammte das Haushaltspapier aus dem Hamsterkauf, den er vor zwei Wochen als Mann getätigt hatte. Das weiss ich, weil ich zufällig gesehen hatte, wie er als Herr Koller fünfzig Rollen Küchenpapier die Treppe hochschleppte. Als Mann hamstert er – als Frau verschenkt er’s wieder: Weiblichkeit ist offenbar auch eine Art Viruserkrankung.

Vernünftig ist ein solches Verhalten ja nicht. Von meinem Küchenpapiervorrat kriegt jedenfalls keiner was, schon gar nicht Leute, die im Treppenhaus rauchen. Eins steht fest: Falls Herr Koller sich ansteckt, dann bestimmt als Frau. Denn wenn er Frau ist, hat er viel mehr soziale Kontakte und hält den Mindestabstand nicht ein. Ich glaube, ich kaufe mir eine dieser Stangen mit Elektroschocker an der Spitze, die Taucher benutzten, wenn sie Haie beobachten. Damit halte ich mir bei Gesprächen am Briefkasten Koller vom Leib, wenn er eine Frau ist.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Ätna, cool und heiss

Von Peter Rüedi

Siziliens mächtiger Vulkan, der höchste Europas, macht ja immer wieder mal aufgrund bedrohlicher Aktivitäten Schlagzeilen, aber ebenso, wenn auch weniger spektakulär, aufgrund der Weine, deren Trauben an seinen Flanken, zumal den gegen Norden exponierten, gezogen werden. Seit gut zwanzig Jahren ist ein Ätna-Boom zu beobachten, der im Wesentlichen identisch ist mit der Renaissance der autochthonen roten Sorte Nerello Mascalese (und in geringerem Mass der weissen Carricante).

Die Weine aus Nerello Mascalese haben eine hellere Farbe als die fast schwarzen Hämmer aus Nero d’Avola, und sie sind überhaupt in manchem das Gegenteil dessen, was wir uns bis dahin unter einem sizilianischen Rotwein vorstellten: eher zu vergleichen mit coolen nördlichen Sorten wie dem Pinot noir oder auch dem noblen piemontesischen Nebbiolo.

Was denn Marco de Grazia, einen der Pioniere am Vulkan, zu der Bemerkung veranlasste, die Zone sei «das Burgund des Südens». De Grazia, wie sein Nachbar Andrea Franchetti («Passopi-

sciario») vor der Gründung seiner Tenuta delle Terre Nere in Randazzo (2002) in den USA tätig (als Broker italienischer Weine), trat mit dem genannten Franchetti und einigen wenigen anderen einen wahren Ätna-Hype los. In der Folge entdeckte die halbe italienische Weinprominenz das Potenzial der einzigartigen Terroirs am Vulkan, womit nicht nur die hochmineralische Geologie gemeint ist, sondern auch die besonderen klimatischen Besonderheiten in den relativen Höhenlagen – nicht zu vergleichen mit den oft heiss kochenden sizilianischen Lagen auf Meereshöhe.

Die Nerello Mascalese war dafür die gemässe, die naturgemässe Sorte. Sie bringt Weine von feinduftiger cooler Finesse hervor, unter der so etwas pocht wie ein vulkanischer Nerv. (Manchmal wird auch der Aplomb von hohem, durch gelegentlich bissige Mineralik allerdings gebändigtem Alkohol spürbar.) Beide, de Grazia und Franchetti, kaprizierten sich mehr und mehr auf wertvolle Lagenweine. Im Fall des Ersteren sind es Crus wie Calderara Sottana, Bocca d’Orzo, Santo Spirito, Guardiola oder Feudo di Mezzo. Allein schon die heiss zu empfehlende Basisversion, eine Cuvée von hauptsächlich Nerello Mascalese und einem Minimum Nerello Cappuccio, schenkt uns generös pikante, keineswegs alltägliche Sensationen: Aromen von Himbeeren oder Sauerkirschen, eine grosse Frische und eine gute Säure, abgesehen von der mineralischen Würze und attraktiven Kräuternoten. Der 2018 ist schon gut zu trinken, vorausgesetzt, man gönnt ihm eine halbe Stunde Luft und geniesst ihn nicht zu warm. Die markanten Tannine versteckt dieser Wein nicht. Die Jahre werden sie noch etwas glätten.

Tenuta delle Terre Nere Etna Rosso DOC. 13,5%. Boucherville, Zürich. Fr. 19.50. www.boucherville.ch



Die Bibel

Hoffnung

Von Peter Ruch

Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und allem Frieden im Glauben, den er euch schenkt, und ihr werdet im Überfluss teilhaben an der Hoffnung durch die Kraft des heiligen Geistes (Römer 15, 13). Schon dem griechischen Philosophen Plato war klar,

dass das menschliche Dasein nicht nur durch die Gegenwart, sondern auch durch die Vergangenheit und die Zukunft bestimmt ist. Die Erinnerung an Vergangenes regt zu Vergleichen an, und die Erwartung des Zukünftigen ist ein Fürchten oder Hoffen, je nachdem, wie sich der Mensch seine Zukunft vorstellt. In der Bibel bekommt die Hoffnung ihren eigenen Akzent: Sie ist auf Gott gerichtet. Paulus definiert das christliche Sein mit den Begriffen Glaube, Hoffnung und Liebe. Wir erleben und beobachten gegenwärtig eine Ausnahmesituation, die wir als Not empfinden. Es könnte sein, dass die Krankheit oder der Tod auf meine Umgebung oder direkt auf mich zugreift. Hinzu kommen materielle Verluste, die bereits eingetreten oder zu befürchten sind. Kann ich hoffen? Oder wird die Hoffnung von der Sorge erstickt?

Die Hoffnung auf Gott wirkt auf irdische Felder. Gegen die Ansteckungen wurden Massnahmen ergriffen. Die Besorgnis animiert auch je-

de und jeden Einzelnen, im Privatbereich höhere Sorgfalt bei den Verrichtungen und mehr Sorgsamkeit füreinander walten zu lassen. Dazu könnte der freiwillige Teilverzicht auf Mietzinsforderungen gehören, um Kleinunternehmen vor dem Ruin zu bewahren. Die Hoffnung auf Gott ist eine Inspiration für das richtige Tun und Lassen. Hoffen ist verwandt mit Hüpfen, und Hüpfen ist ein Ausdruck von Unbeschwertheit. Die Hoffnung entspannt und erlaubt nebenbei die ketzerische Frage, ob vielleicht das globale Corona-Ereignis medizinisch nahe bei der Normalität sein könnte. Sterben 0,5 Prozent von beispielsweise vier Millionen Erkrankten in der Schweiz, so wären das 20 000. Das würde die Sterbestatistik im dreijährigen Zeitraum – 200 000 Todesfälle – nur unwesentlich verändern. Wir sind und bleiben sterblich.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Auto

Lautloses Geschoss

Das kann nur Porsche: Die Elektrolimousine Taycan 4S vermittelt die perfekte Illusion, einen Sportwagen zu fahren. *Von David Schnapp*

Er gehört noch nicht wie der Tesla zum Strassenbild der Schweiz, aber der Taycan ist das bisher attraktivste Elektrofahrzeug im Premiumsegment. Der Grund dafür ist einfach: Es ist ein Porsche. Das klingt arrogant, ist aber letztlich der Qualitätskern der Sportwagenmarke aus Stuttgart. Denn Porsche ist längst kein reiner Sportwagenhersteller mehr, die meistverkauften Modelle sind SUVs, und während europäischen Kunden die Legenden von Ferry Porsche und historischen Siegen auf Rennstrecken halbwegs präsent sind, wissen Porsche-Fahrer in China nur wenig vom geschichtsträchtigen Hintergrund der Marke.

Was Porsche mit bewundernswerter Konstanz gelingt, ist, selbst bei SUVs oder Limousinen dem Fahrer diese brillante Illusion zu vermitteln, dass er einen Sportwagen pilotiert. Weil das Auto noch besser auf der Strasse liegt oder um die Kurve geht wie das der Konkurrenz. Im Falle des Porsche Taycan 4S, den ich neulich in Los Angeles fahren konnte, ist das gar nicht so einfach. Die Leistungsdaten des Autos sind eindrucksvoll: mit der Performance-Batterie Plus beträgt sie 490 PS und 650 Nm.

Weil wir in den Hügeln um L.A. eine freie gerade Landstrasse finden, versuchen wir es mit etwas mehr. Aktiviert man die Launch-Control, schießt der E-Porsche lautlos mit 571 PS in 4 Sekunden aus dem Stand auf Tempo hundert. Bei Porsche ist man stolz darauf, dass der Taycan auch zehnmal hintereinander aus dem Startblock schießen kann. Dabei wird eine fünf

Meter lange Limousine von 2220 Kilogramm Leergewicht beschleunigt – also nicht gerade Gardemasse für einen Sportwagen.

Fahrwerk und insbesondere die mitlenkende Hinterachse halten aber die Illusion aufrecht, einen viel kleineren, kompakteren Sportwagen zu bewegen. Mit Vehemenz und beruhigender Sicherheit gleichzeitig legt sich der Taycan in die Kurven und beschleunigt – Elektromotor sei Dank – ansatzlos wieder hinaus. Genau deshalb ist dies eben der Porsche unter den batteriebetriebenen Elektroautos.

Die Reichweite gemäss Messmethode WLTP wird mit 386 bis 463 Kilometern angegeben. Das ist vollkommen ausreichend, für Schweizer Verhältnisse sowieso. Dank einem neuartigen 800-Volt-Bordnetz und einem ausgeklügelten Thermomanagement der Batterie kann sie an einem Schnelllader in fünfminuten mit Energie für hundert Kilometer Reichweite gefüllt werden. Die Navigationssoftware plant bei Langstrecken Landepunkte ein und bezieht für die Reichweitenberechnung Verkehrsdaten in Echtzeit mit ein.

Als Porsche unter den Elektroautos macht der Taycan alles richtig.

Porsche Taycan 4S (mit Performance-Batterie Plus)

Motor/Antrieb: Elektromotoren Vorder-/Hinterachse, elektrischer Allradantrieb; Leistung: 571 PS / 420 kW; max. Drehmoment: 650 Nm; Batterie: 93,4 kWh max. Ladeleistung: 270 kW; Verbrauch (WLTP): 22–26,2 kWh/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,0 sec Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: Fr. 145 030.–

Jazz

Blues übers Eck

Von Peter Rüedi

Wolfgang Muthspiel, der österreichische Gitarrist von Weltklasse (als Professor an der Musikhochschule ist er auch Basel und dem dortigen Jazzcampus besonders verbunden), machte zuletzt mit zwei ECM-Alben im Quintettformat Furore (mit Partnern wie Brad Mehldau und dem neuen Trompeten-Crack Ambrose Akinmusire). Jetzt ist er beim gleichen Label zum Trio zurückgekehrt, zur kleineren Formation, aber nicht zu engerer oder gar kleinkariierter Musik. Im Gegenteil.

Die Band mit dem Bassisten Scott Colley und dem Drummer Brian Blade (einem alten Weggefährten von Muthspiel, im Übrigen auch seit 2000 der Schlagzeuger von Wayne Shorter) fährt zwar gelegentlich enge Kurven entlang schroffen Brüchen (das meint auch der Titel der CD: «Angular Blues»), aber sie schafft, andererseits, weite Räume und zeichnet sich, abgesehen von schnellem und dichtem Interplay, durch eines aus: Sie ist grosszügig und schwindelfrei.

Muthspiel, der auf drei Titeln ein akustisches, auf sechs weiteren, mit ebenso warmem Sound, ein elektrisches Instrument spielt, ist ein starker Lyriker, er liebt das Lapidare ebenso wie das Vieldeutige. Scheinbar einfache Strukturen (den Blues eben, oder Standards, von dem dieses Album zwei enthält) setzt er mit seinen beiden Wahlverwandten übers Eck in Szene. Nicht nur in der offensichtlichsten Anspielung auf das Erbe des Bebop («Ride») verlängert Muthspiel also eine grosse, nach wie vor unterschätzte Tradition, schlug doch der Bebop mit Vorliebe aus simplen Standards (der berühmteste: «I Got Rhythm», die rhythm changes) die überraschendsten Funken.

Freilich gelingen Muthspiel und seinen kongenialen Partnern nicht nur solche Quadraturen des Kreises, die Verbindung von Sperrigem mit der flüssigen Verfertigung der Gedanken beim Spielen, sondern auch herzergreifend Balladeskes wie das Stück «Hüttengriffe», eine Art säkularer Alpsegen, oder das nachdenkliche «Camino». Zwei Etüden über die barocke Form des Kanons, eine im Trio, eine auf der Sologitarre, als zaubervolle «Spiegelstechereien». Ebenso verspielt wie powerful.



Wolfgang Muthspiel, Scott Colley, Brian Blade: Angular Blues. ECM 2655



Tamaras Welt

Corona-Wochenbuch #3

Einen Mangel an Sozialkompetenz erkennt man daran, dass sich sein eigenes Leben seit dem Corona-Lockdown in der Schweiz nicht gross verändert hat. Von Tamara Wernli

Ich spreche da vor allem von mir selbst. Beim Erscheinen dieser Kolumne bin ich seit etwa 21 Tagen in Selbstisolation, unterbrochen nur von einem Lebensmitteleinkauf. Weil ich sowieso einen guten Teil meiner Arbeit im Home-Office erledige und soziale Distanzierung schon länger zu meiner geschätzten Routine gehört, hat sich bei mir nichts grossartig geändert (wenn das Ganze vorbei ist, bleibe ich zur Erholung auch erst mal ein bisschen zu Hause). In Quarantäne achte ich weiterhin darauf, dass meine Nägel stets perfekt manikürt sind. So absurd es ist: Kleine Rituale schaffen ein Stück Normalität in Zeiten von Ungewissheit.

Emanzipation — Immerhin, auch in Krisenzeiten kann man sich auf die Feministinnen verlassen. Prominente deutsche Vertreterinnen weisen – in Berichten zur Ausgangssperre – auf nicht gendergerechte Formulierungen hin, andere beklagen die geschlechtertechnische Aufteilung im Home-Office. Rapperin Lady Bitch Ray twittert: «Alle Freundinnen mit Kindern, mit denen ich heute telefoniert habe – berufstätig, wohlgemerkt –, erzählten mir, dass sie zu Hause auf ihre Kinder aufpassen und ihr Ehemann im anderen Zimmer <Home-Office> macht, ich f**** diese Gleichberechtigung in den A****.» Ich tat hier also, was man in so einer Situation tut, retweetete das mit der Bemerkung: «Und all diese Ehemänner sind erst nach der Heirat zu egoistischen, unterdrückenden und rücksichtslosen A****löchern geworden? Selbstbestimmung und Gleichberechtigung beginnt in den eigenen vier Wänden – und mit der Wahl des zu seinem persönlichen Lebenskonzept passenden Partners.» Dass das feministisch verpufft, ist mir völlig wurst.

Unter dem Titel «Das Coronavirus ist eine Katastrophe für den Feminismus» schreibt ei-

ne Autorin im *Atlantic*, dass eine der markantesten Auswirkungen des Coronavirus darin bestehe, dass viele Paare «zurück in die 1950er» geschickt werden; auch wenn Mann und Frau einen Job hätten, sei es jetzt aus ökonomischen Gründen eher die Frau, die für die Kinder zu Hause bleibt. Diese unbezahlte Arbeit würde schwerer auf die Frauen zurückfallen. Vielleicht ist das so. Aber zum einen halte ich die Betreuung ihres Nachwuchses für Mütter während einer Pandemie dennoch für zumutbar. Zum anderen ist angesichts der Tatsache, dass gerade ganze Wirtschaftszweige kollabieren, viele Menschen ihren Job verlieren oder in Kurzarbeit geschickt werden, also Existenzen reell bedroht sind, die temporär (!) geschlechterungleiche Aufteilung der Kinderbetreuung innerhalb einer Familie wohl das geringere Problem. Es gehört mittlerweile zum guten Ton: Egal, bei was, Frauen sind immer schlimmer betroffen. Dass Männer durch das Coronavirus deutlich häufiger sterben, spielt keine Rolle.

Unbelehrbare — Viele Leute pflegten noch bis vor kurzem, bis zum Erlass der verschärften Verbote, einen grosszügigen Umgang mit Egozentrismus, indem sie die Empfehlung der Behörden ignorierten, zu Hause zu bleiben, und sich in Gruppen im Park oder am Flussufer trafen. Man las auch von «Corona-Partys», zu denen man sich aufgrund geschlossener Lokale privat versammelte – und möchte am liebsten die Aliens anrufen mit der Bitte, diesen Planeten endlich zu übernehmen. Der Vernunft und Eigenverantwortung der Menschen vertrauen? Das Coronavirus lacht sich ins Fäustchen.

Andere wiederum lösen wegen WC-Papier-Hamsterns Polizeieinsätze aus; vielleicht kann

man ja wenigstens diese Berserker unter Zwangsquarantäne stellen – natürlich nur so lange, bis der Impfstoff da ist.

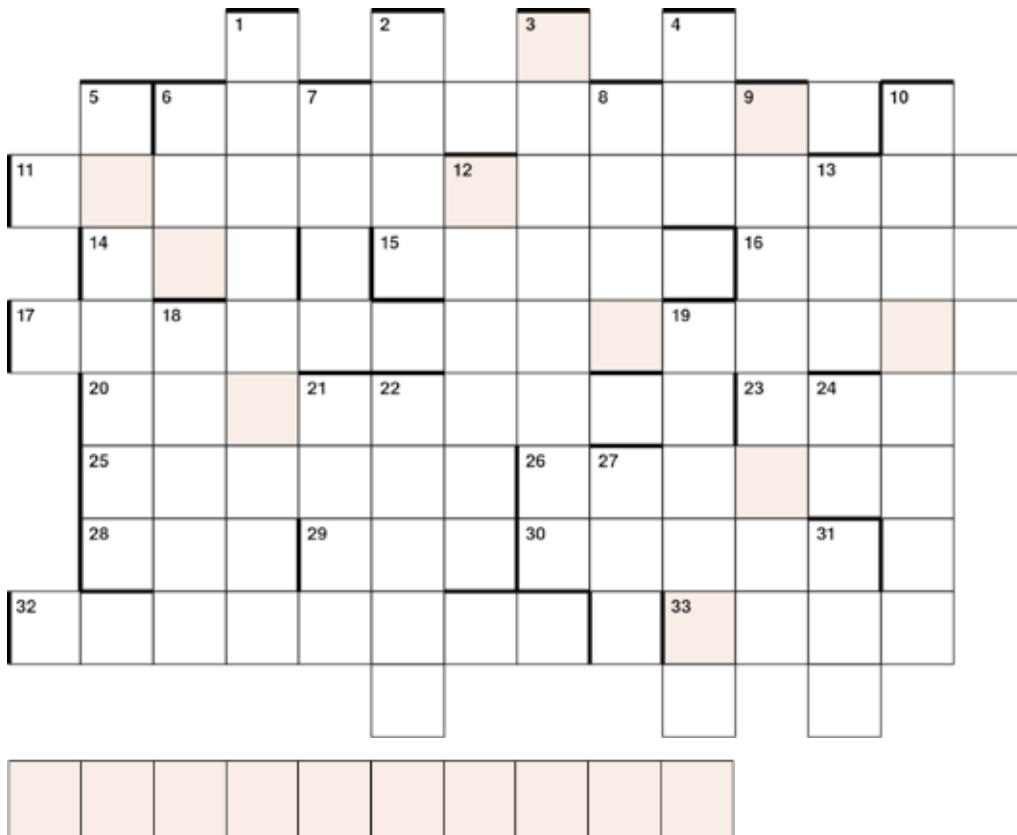
Eine Schlagzeile auf Welt.de lautete: «Kontrollierte Infizierung ist die beste Strategie gegen das Virus.» Das ist etwa so beruhigend wie ein ratternder Hydraulikbagger im Vorgarten. Danke für den Tipp, aber bevor ich mich kontrolliert infizieren lasse, esse ich lieber zehn rohe Eier, einen Kübel Muscheln und Hackfleisch, das lange in der Sonne gelagert hat.

Prominente — Wenn Promis in Selbstisolation von sich reden machen wollen, geben sie den Beatles-Song «Imagine» zum Besten. Angeführt von der amerikanischen Schauspielerin Gal Gadot («Wonder Woman»), trällern Kollegen wie Mark Ruffalo und James Marsden im Instagram-Video und kommen sich dabei sichtlich grandios vor. Warum der Rest von uns sich dadurch besser fühlen soll, bleibt ihr Geheimnis. Okay, es ist ja schön, wenn Stars in Krisenzeiten zusammenkommen – und weil auch Kristen Wiig und Pedro Pascal mitsingen (beide «Wonder Woman 2»), sogar Lynda Carter («Wonder Woman», 1975) und weil der neue «Wonder Woman 2»-Film mit Gadot in der Hauptrolle im Sommer in die Kinos kommen soll, denkt ja auch niemand, dass das eine PR-Aktion ist.

Die coolen Kids machen es anders; Arnie Schwarzenegger sitzt in seinem Video in der Küche, flankiert von Esel und Pony, und appelliert an alle: «Bleibt zu Hause!» Moderator Jeremy Clarkson («The Grand Tour») twittert: «Das Gute daran ist, in etwa drei Wochen werden wir von allen die echte Haarfarbe kennen.» Mit anderen Worten, in ein paar Wochen sind viele von uns um zehn Jahre gealtert.

Ja, und weil wir uns bis dahin alle vermehrt daheim aufhalten und dieser Umstand nicht nur die Beziehung zu uns selbst, sondern auch zum Partner intensiviert, tippe ich mal: Entweder wird 2020 als geburtenstärkster Jahrgang in die Statistik eingehen. Oder als scheidungsstärkster.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel. Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Darauf sind Serviceangestellte und Velokuriere spezialisiert.
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Verläuft feuchtfröhlich bis das Bewusstsein geht und dafür der Arzt kommt. **11** Dort wird nicht der Nippel durch die Lasche, sondern eine Nadel durch Nippel oder Nabel gezogen. **14** Unfortunately not always synonymous with justice. **15** Macht lustig oder ist verärgert. **16** Der Kondukteur ist nicht darauf angewiesen, der conducteur hingegen schon. **17** Was der Perfektionist meist zum eigenen Leidwesen ist. **20** Stubentiger auf hoher See? Altweltaffel! **23** Sommersonnenwendmond, wenn man in Australien wohnt. **25** Locken beim herbstlichen Stadtbesuch mit verführerischem Röstgeruch. **26** Angehörige einer jeden Partei und rein optisch die Elefanten unter den tropischen Schweinen. **28** Kann man heutzutage grösstenteils auch ohne Verkleidung bekleiden. **29** Einstiger Klassenkampfkopf im bevölkerungsreichsten Reich. **30** Genau so genau wie eine Trillion Kilotonnen. **32** Löst in der Form gemäss deutscher Sprachnorm vor allem Verspannungen im Intimbereich. **33** Ist im Gegensatz zum folgenden Ausdruck erst in die Backfischjahre gekommen.

Senkrecht — **1** Eine progressive Alternative zu links oder rechts. **2** Das Süssgras ist zwar ertragreich, jedoch für harmoniebedürftige Deutschschweizer unerträglich. **3** Der «Stereotyp» im Streifenshirt ist nicht mit Hut, Stock und Regenschirm, sondern mit Béret, Rotwein und dem unterwegs. **4** Weniger selten als nicht selten für nicht selten. **5** Die Wahl zwischen Pest und Cholera tönt schlecht artikuliert nach artikulierten Schäfchen. **6** Der Papagei offeriert erst jodiert Mobiliar. **7** 3333 : III oder 11 · CI. **8** PEBKAC-Fehlerquelle. **9** Wessen Rettung aus der Unterwelt nicht hinhaute, weil ihr Gatte sich nach ihr umschaute. **10** Sollte einem das Wissen fehlen, kann man auch einfach Konsonanten zählen: Die Anzahl der Lauteinheiten in Haikus. **12** In Zeiten des Zweiten quasi der kryptografische Geheimtomahawk der Überseealliierten. **13** Eins, zwei oder drei in Pompei. **18** Deren work makes bekanntlich the dream work. **19** Nach dem LIFO-Prinzip aufgeschichtete umgeschichtete Spalte. **21** Grösste Stadt im Land, wo die Zitronen blühen, in dem der unbegrenzten Möglichkeiten. **22** Funktionales Tordekor oder ebensolches Stockendstück. **24** Der unbestimmte Herr geht immer mit einher einher. **27** Benimmt sich im Walde wie der Elefant im Porzellanladen. **31** Schön obszön! – Der Plüschpetz mit Drogen- und Alkoholproblem war schon zweimal auf der grossen Leinwand zu sehen.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 659



Waagrecht — **5** Die Anfangsbuchstaben ergeben (und somit ist auch die Frage ein) AKROSTICHON. **10** RAEKELN **13** AETAS volat und tempus fugit: lat. etwa die Zeit / das Leben vergeht wie im Flug. **15** SUHLEN **16** LAPPEN (Führerschein) **17** ROETELNIMPFUNG **19** Die MEUTEREI auf der Bounty **22** EDI: Eidgenössisches Departement des Innern **23** VESPER **24** PHOBOS (von altgriech. Furcht); Marsmond **27** GEELE **28** VUE: franz. Aussicht, weil auf der siebten Etappe die Sprachgrenze überschritten wird. **29** Oculum pro OCULO = lat. Auge um Auge **31** NIL: engl. nichts **32** NEUERUNGEN: Anagramm von «grüne Neun»

Senkrecht — **1** DRAHTESEL **2** MILLI Vanilli **3** ZOEPFER **4** STANNIOLE: Dünne Zinn- oder Alufolien z.B. für Lametta **5** AB[SOLVENT] **6** KRUEMEL **7** OELE **8** TEN: engl. zehn (Zahl der Opfer bei Agatha Christie «And Then There Were None») **9** HAPPI-HOUR **11** KELTEN **12** Mein NAME ist Hase, ich weiss von nichts. **14** TEUD: rückwärts duet = engl. Duett **18** NERVUS: Servus = lat. Diener **20** UPEND: engl. hochkant stellen **21** REUE: rückwärts «euer» (Genitiv von ihr) **24** PER **25** BUG: Softwarefehler, engl. Insekt **26** SON: engl. Sohn **30** CN: Ländercode für China

Lösungswort — **DICHTUNGSRING**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Degussa



GOLD UND SILBER.

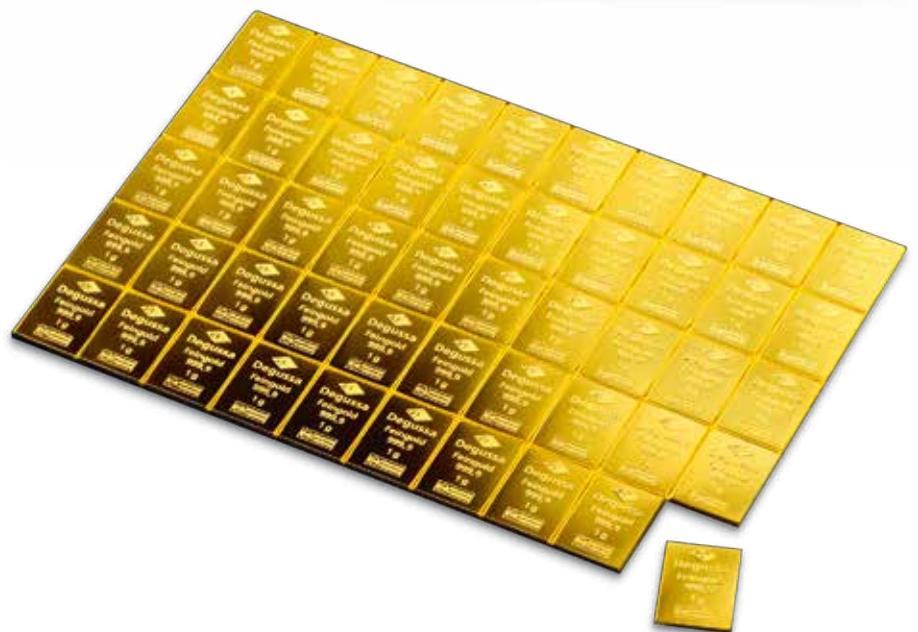


GOLD VON DEGUSSA – DIE POSITIVE ANTWORT AUF NEGATIVZINSEN.

Seit mehr als 6000 Jahren überdauert Gold alle Weltreiche und alle Währungen. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen. Alle unsere Degussa Barren verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertgegenstände auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern – und das auch in Zukunft ohne Negativzins.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH



VERKAUFGESCHÄFTE:

BLEICHERWEG 41 · 8002 ZÜRICH

TELEFON: 044 403 41 10

QUAI DU MONT-BLANC 5 · 1201 GENÈVE

TELEFON: 022 908 14 00

ZÜRICH | GENÈVE | FRANKFURT | MADRID | LONDON